Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 18/19 — 9. Mai 1923 — 37. Jahrgang

Inhalt: Wir aber gehn in unsern Trauermänteln — Von den zwei oder drei Wirklichkeiten — Neuer Kultus — Schutzreligion und Leben — Ein neues Bekenntnis alten Glaubens — Das Bekenntnis als Problem — Zur Apostolikumfrage. Nebst einem Exkurs über Schweden — Ein schwedisches Evangelienbuch (Linderholm) — Zum Problem einer christlichen Ethik (EWMayer) — Kirchliche Finanzpolitik — Vom kirchlichen Verfall in Sowjetrußland — Ueber einige politische Werke (v. Bethmann Hollweg, Wright, v. Lettow-Vorbeck, Kjellén, v. Werkmann, Haller, Hartwich, Siegmund-Schultze, Wehberg) — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Wöchentliche Chronik — Anzeigen

Wir aber gehn in unsern Trauermänteln,
Auf unsern Wegen hängen schwarze Fahnen
Und tief hinab: Beschattet ist das Land...
Indes wir gehen, wehen schwarze Fahnen
Vor unsern Augen.. und der Wind ist schwer
Des schwarzen Fahnenwehns, des dumpfen Rätselraunens
Des Schicksalwissens.. dumpfer Wind der Zeit
Uns mühsam Wandernden in dunkler Ewigkeit
Raunendem Fahnenwehn: Ach wüßten wir das Ziel....

Den Weg, das Ziel in dieses Volkes Not..
Einst war mir meine gute Mutter tot:
Wie da mein Lächeln war, als du mir Freundschaft sprachst
(Du kamst von fern zu meiner Traurigkeit) —
Also in Schmerzen, leidvoll unerlöst
Ist aller Freundschaft Miteinandersein
In diesen Tagen: unser Lächeln ist
Leidvoll verwölkt.. Dennoch grüßt
Fern das Abendrot.. unsre Sehnsucht ist
(Tief liegt das Land), von des Berges Höhe weit zu sehn
In das Völker-ferne schöne Jenseitsglühn...

Seele lächelnd — schwarze Wolken wehn...
Schwarzer Wolkenfahnen schwindendes Vergehn:
Was denn ahnst du, Seele, dunkler Traurigkeit
Also leiderlöst und lichtbefreit?...

Aller Leiden währendes Geschehn
Zur Erfüllung seiner Reife... Todes Lohn
Ist das Leben: Not ist Wende schon
Alles Leids zur Sühne... Tiefer, o mein Volk,
Aus den Kräften deiner selbst, wenn des Bösen
Frucht um Frucht abfällt... reifst du zu dir selbst.
Böses ist nicht Ernte, so du selber
Rodest, daß die Bäume wachsen,
Baum um Baum.. und Eines ist der Wald,
Himmel-tragend — — — o du lächelnd, Seele,
Schwergebeugte, tragend
Deine Not... unter schwarzen Fahnen
Deiner Traurigkeit... lichthaft ahnend,
Wenn sich immer dunkler nachtschwer ballt die Not,
Immer näher dich, o, lichterwartend schon, dem Morgenrot.

Drevenack bei Wesel — Erich Bockemühl

Von den zwei — oder drei? — Wirklichkeiten

Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. — 1. Mos. 1, 1
Füllet die Erde und machet sie euch untertan. — 1. Mos. 1, 28
Ich bin beides, dein Pilgrim und dein Bürger. — Psalm 39, 13
Unser Wandel ist im Himmel. — Phil. 3, 20

Das Wort Wirklichkeit ist schnell gesagt. Aber sie selber ist eine spröde Größe.

Und leben wir nicht in zwei Wirklichkeiten? Ist das nicht unsre Not? unser Reichtum?

„Unser Wandel ist im Himmel." Obwohl wir mit unserm sterblichen Leibe dieser greifbaren Welt angehören, die doch eine Welt des Wechsels und der Vergänglichkeit ist, fühlen wir uns gar nicht an sie verhaftet und vertan, sondern unser Heimatrecht haben wir wo anders: droben, da Christus ist. Da wandeln wir, das ist das Gemeinwesen, dem wir eigentlich zugehören. Pilgrim hier, Bürger dort. Und es ist da vor Gott kein Unterschied, ob sich Einfalt die ewige Heimat massiv denkt oder sinnender Geist abstrakt: nur daß wir sie haben, jene transszendente Welt, daß wir noch mehr sind als Stoffwechselindividuen, Erde von Erde, daß wir aus allem Leide und aller Lust dieser Zeit uns hineinstrecken in das Leben der Ewigkeit — darauf kommt es an.

Eine höhere Wirklichkeit. Da Gerechtigkeit wohnet. Da alles seinen rechten Sinn bekommt. Sehnsucht und Besitz zugleich. — Aber nicht die einzige Wirklichkeit. Nicht wie die Inder sie suchen und haben, daß die irdische Welt, daß alles Sein für sie in Nichts versinkt. Nein, der ewige unsichtbare Gott gab uns diese sichtbare Stätte mit allem, was darauf ist und darauf sich begibt, daß wir hier eine Weile wohnen und walten sollen. Er schuf Himmel und Erde.

Nicht auch die Hölle?

Es könnte doch ganz gut irgendwo in der Bibel stehn: Gott schuf Himmel, Erde und Hölle. Denn so sahen doch die Alten ihre Wirklichkeit. Eine dreifache also. Und der Mensch mitten drin. Wie sich zurechtfinden? Wie herauskommen und die Seele erretten?

Aber ist die Erde nicht die Hölle? Ist sie nicht Satans Reich? Und wenn ein aufgeklärtes Geschlecht den Bösen nicht mehr glaubt — „das Böse ist geblieben"? Schon ist eine tiefer geführte Menschheit wieder bereit auch den Bösen zu glauben. Aber was ist damit gewonnen? Drei Wirklichkeiten? Oder nur zwei, aber dann die obere, reine, heilige, himmlische, die Welt Gottes, und die niedere, sündige, irdische die des Teufels? Nein, so wenig wir mit den Indern in die letzte Abstraktion des Jenseitigen flüchten, so wenig willigen wir mit den Persern darein, daß der Teufel sich in die Wirklichkeit mit unserm Gotte teile. Die Erde ist überall des Herrn. Und bettete ich mir in die Hölle, siehe, so ist er auch da! Nichts soll und darf uns das Eine große Universum rauben, mögen die Mächte der Trennung, Verneinung und Vernichtung noch so furchtbar über uns kommen.

Ein Gott. Eine Wirklichkeit. Ein Leben. Ein Ziel. Eine Seele. Der Mensch mit zwei Seelen (Jak. 1, 8. 4, 8) — nein, das sind wir nicht, das sollen, das dürfen wir nicht sein. Sondern zum Ganzen strebend. Wahrhaftig. Lauter. Auch getrost, tapfer. Nicht zwischen den beiden Wirklichkeiten hin und her taumelnd. Auch wenn wir irren, uns wieder zurechtfindend. Weil Gott uns hält und uns hilft, der da doch ist Alles in Allem. R

Neuer Kultus

Verehrter lieber Herr Professor!

Ihre freundliche Aufforderung, daß ich über unser Wollen in der Christlichen Welt einmal das Wort ergreifen möchte, zeigt mir, daß Sie Ihre alte freiheitliche Unvoreingenommenheit sich bewahrt haben und jedenfalls nicht zu denen gehören wollen, die lieber dem dunkelsten Gerede Glauben schenken, als daß sie sich ein neues Unternehmen erst einmal selbständig ansehen. Daß ich Ihnen in den letzten Jahren keinen Aufsatz aus meinem eigentlichen Arbeitsgebiet schickte, entsprach Ihrem eignen Wunsch und der Stimmung Ihres Leserkreises. Auf Ihre Aufforderung hin aber will ich mich nun nicht selber zum Schweigen verurteilen.

Lassen Sie mich ausgehen von dem, was den Freunden von der Christlichen Welt gewiß zunächst unverständlich erscheinen mußte, das Aufgeben meines Predigeramtes in Berlin. Was mich heraustrieb, war nichts Anderes als die Not des heutigen Protestantismus. Diese Not ist, außer der wissenschaftlichen, vor allem auch eine praktische, eine Gottesdienstnot. Daß das Gottesdienstleben der evangelischen Kirche heute an schweren inneren Schäden leidet — wenn auch diese Schäden nicht überall gleich offen zutage liegen — sollte jedem Klarsehenden nicht mehr verborgen sein. An dem Mangel eines gesunden, zeitgemäßen christlichen Gottesdienstes krankt die Menschheit viel mehr, als die Führenden sehen wollen. In die evangelische Kirche geht man eben nicht, warum, kann man selbst meist nicht befriedigend sagen. Nicht Wenige aber sehnen sich, bewußt oder unbewußt, heute nach einem regelmäßigen Kräftezustrom für ihr inneres Leben aus der religiösen Welt — und finden ihn nicht. Tausende, und zwar gerade recht religiöse, streben darum heimlich zur katholischen Kirche zurück. Alarmierende Beispiele aus dem Leben könnte ich Ihnen da erzählen. Sie nehmen lieber alles Anstößige in den Kauf, als daß sie länger entbehren. Denn die Protestanten haben keinen Gottesdienst.

Mißverstehen Sie mich, bitte, nicht. Ich weiß, was ein Predigtgottesdienst sein kann. Wenn der Prediger so zum Organ des Göttlichen zu werden vermag, daß man „durch ihn glauben" kann, daß seine Persönlichkeit gleichsam selbst zum Sakrament wird, daß sich in seinen Worten, in seinem Wesen das göttliche Leben so den Menschen darreicht, wie sie es empfangen und genießen können, dann kommen hohe Feierstunden für die Gemeinde. Nichts braucht davon verleugnet oder verloren zu werden. Im Gegenteil, die eigentliche Höhe ist für die religöse Rede sicherlich noch gar nicht gekommen, noch lange nicht. Sie wird noch kaum geahnt. Wenn überhaupt alles, was hier ausgesprochen wird, von einem gesagt würde, der sich erfolglos um Predigtgottesdienst bemüht hat, so hätte es wenig Gewicht. Wenn es gesagt wird von einem, der ungefähr weiß, wie weit man innerhalb des heutigen Protestantismus mit der Predigt kommen kann, so sollte es Gewicht haben. Oft muß ich da denken an den verstorbenen Prälaten Römer in Stuttgart, der in einer Besprechung unsres Predigtbuches — neben vielem reichlich Unverständigem und Eng-Horizontigem — das Urteil gefällt hat, diese Art der Predigten bedeute Überforderung des Predigers und Unterernährung der Gemeinde. Das gilt von dem reinen Predigtgottesdienst überhaupt. Was mich zwang, das kirchliche Amt niederzulegen, war das, was wir heute unsre — nicht meine — „Menschenweihehandlung" nennen, war die Erfahrung, daß eine Gestaltung des Gottesdienstes möglich ist, die nichts preisgibt von der Wahrheit und Freiheit des Protestantismus, aber dazu gewinnt die Größe und Bedeutsamkeit des Katholizismus. Innerhalb des kirchlichen Amtes kann heute ein solcher Gottesdienst nicht gebracht werden, ohne daß schwere Kämpfe vorangehen oder kluge Kompromisse gesucht werden. Zu beidem aber läßt die Not der Gegenwart einfach keine Zeit. Geht man hingegen außerhalb des kirchlichen Amtes — nicht außerhalb der Kirche, denn in der Kirche sind wir geblieben — als freier Mensch voran, so wird eben dadurch die evangelische Kirche am raschesten zum Verstehen kommen, wenn anders das Unternehmen Recht, Wahrheit und Notwendigkeit in sich trägt. Das war die Stimmung, in der ich mich entschloß, mit andern Freunden zusammen, die ähnliche Entschlüsse faßten, auf mein liebes Berliner Pfarramt zu verzichten. Ich hatte etwas kennen gelernt, wovon ich mir sagen mußte: Das d a r f den Menschen nicht vorenthalten werden! Und es kann ihnen nicht anders gebracht werden als in der Reinheit der Freiheit! Wenn sich diese Entscheidung nicht in monatelangem täglichem Bemühen um das Rechte klar aufgedrängt hätte, glauben Sie mir, ich hätte nicht einmal den Mut, geschweige denn das gute Gewissen gefunden, meine wirklich hochbefriedigende Berliner Tätigkeit zu verlassen.

Sie können ermessen, hochverehrter Herr Professor, wie es da auf uns wirkt, wenn jemand sich die Erlaubnis holt, an unsrem Gottesdienst einmal gastweise teilnehmen zu dürfen — die ich ihm persönlich ohne vorhergehende gründliche Verständigung nicht gegeben hätte — und hernach nichts Eiligeres zu tun hat als seine Ersteindrücke, bei denen unliebsame Jugenderinnerungen an veraltetes Katholisches, persönliche Abneigungen gegen vermutetes Anthroposophisches, Nicht-gleich-verstehen-können und Gar-nicht-sich-einfühlen-wollen auf allerlei Weise hereinspielen, wiederum ohne persönliche gründliche Aussprache mit uns, in die Welt hinauszusenden. Man frage doch gewissenhafterweise erst einmal d i e, die solchen Gottesdienst nun schon hundertmal erlebt oder auch gehalten haben, was er ihnen ist in ihrem Leben. Da wird man dann schon erfahren, daß dieses regelmäßige innerliche Hindurchgehen durch das Christwerden, wie es der Kultus bringen kann, ganz anders als die Predigt allein, einen Halt ins Leben hineinbringt, wie man ihn früher vielleicht vergeblich gesucht hat. Da wird man erfahren, daß das Geistige, wenn es spricht nicht nur im Wort, sondern auch in der Tat, wenn es gleichsam redet mit den Buchstaben, die ihm die Bilderschrift der Natur darreicht, daß es dann vollmenschlich erfassender, erdenwirklich lebendiger dem Menschen sich mitteilen kann. Eine tiefe Weihe kann kommen über den Menschen und kann sich über sein ganzes Leben verbreiten, wenn das lebendige Wort sich verbindet mit dem heiligen Handeln in der Natur. Es ist, als ob Freude käme über den Geist, daß er sich in der Natur offenbaren kann, und Feierlichkeit über die Natur, daß sie vom Geist empfangen darf. Das heillose Auseinanderfallen von Natur und Geist, das die letzten Jahrhunderte charakterisiert und das ungelöste Hauptproblem des mitteleuropäischen Geisteslebens in sich birgt, wird wenigstens an einem Punkt überwunden: dort, wo vor allem die Heimat des Christus sein soll, der den göttlichen Geist in das Erdenwesen hineingegossen und das Erdenwesen zum Gefäß des göttlichen Geistes geadelt hat. Alles muß natürlich getragen sein von einem Neuverständnis und Neugebrauch des lebendigen Wortes, das ja selbst die Urverbindung von Natur und Geist ist, an dem deutlich werden muß, warum Christus einst „das Wort" genannt wurde. Würde der Kultus nur „passiv" oder gar

„suggestiv" wirken, so würde er in Grund und Boden nichts taugen, sicherlich in unserer Zeit nicht, wo alles durch das Bewußtsein in Freiheit eingehen soll in den Menschen. Pneumatische Wirkung aber kann nicht nur erfolgen durch reine Rede und abstraktes Denken, sondern auch durch einen lebensvollen Tat-Geist, der den Mut hat, die ganze Erdenwelt zum Leib zu machen für den Christusgeist. Vielleicht wird hier deutlich, wie das Problem, dem wir uns zunächst praktisch und persönlich genähert haben, zusammenhängt mit den tiefsten Geistesnöten unsrer Zeit. Kommen wir nicht zu einer besseren Zusammenschau von Natur und Geist, in Theorie und in Tat, und kommen wir nicht zu einer Religion, in der die Natur voll mitlebt, ohne daß dem Geist sein Hoheitsrecht verkümmert wird, so treiben wir in immer neue Katastrophen hinein, weil dann die geistentleerte Natur zu stark und der abstrakte Geist zu schwach ist.

Wenn bisher Versuche gemacht wurden, das erwachende Bedürfnis der Menschen nach neuer Andacht und Lebensweihe zu befriedigen — und sie finden sich zahlreich sowohl bei den Deutschvölkischen als bei den Freireligiösen, sowohl in der Jugendbewegung als in der Kirche, nicht nur in den hochkirchlichen Bestrebungen — dann konnte man doch den Eindruck gewinnen, daß man es mit einer Art geistiger Spielerei zu tun hat, die den tiefen Notwendigkeiten von Seele und Welt nicht wirklich gerecht wird, oder daß man Repristinationsversuchen gegenübersteht, denen ein mächtig strömender Geist von heute nicht abgespürt werden kann. Überall fehlt auch der Hintergrund einer wirklich großen Geist-Natur-Anschauung, die es erlaubt, die Natur wirklich geistdurchleuchtet zu sehen und den Geist naturdurchwaltend. Wir leugnen gar nicht, daß uns hier die Anthroposophie entscheidende Dienste geleistet hat. Diese Geistesbewegung, der gegenüber bisher alles versagt hat, was von Theologen über sie geschrieben worden ist, auch von Männern wie Ragaz und Schrempf, muß mit einer ganz anderen inneren Freiheit und mit einer ganz anderen Gründlichkeit studiert werden, wenn man ihren Sinn wirklich erfassen und ihren Segen erobern will*). Aber wenn wir auch der Anthroposophie größten Dank schuldig sind und ohne sie unser jetziges Unternehmen niemals hätten beginnen können, so vertreten wir doch nur, was wir ganz auf die eigne Verantwortung nehmen können, und wollen den Menschen Christentum bringen und nicht Anthroposophie. Es wird möglich sein, ein Christentum in die Gegenwart hineinzustellen, das vor der anthroposophischen Geisteserkenntnis bestehen kann, das aber doch auch denen Heimat und Segen wird, die zur Anthroposophischen Gesellschaft keine Beziehung knüpfen wollen oder zu den anthroposophischen Forschungsergebnissen kein Verhältnis finden können.

Von den vielen Fragen, die hier so rasch nicht besprochen werden können, sei nur der einen gedacht: Könnt ihr das, was ihr nun tut, auch vor Jesus Christus verantworten? Jesus und Kultus — wie reimt sich das zusammen? Seht ihr denn nicht, in welchen schlichten Formen Jesus sein Evangelium gebracht und wie wenig er Kultisches eingesetzt hat? Wer so fragen will, der schaffe doch auch den protestantischen Talar ab und reiße die Kirchen nieder! Irgendein Rest oder ein Anfang von Kultus ist überall da, wo Menschen nicht bloß eine religiöse Rede anhören, sondern irgendwie in der Gemeinschaft das Göttliche verehren wollen. Ja selbst in der religiösen Rede, wo sie nicht ängstlich in Ausdruck, Ton und Haltung der profanen Rede nacheifert, ist der Anfang des Kultus gegeben. Kultus ist überall, es fragt sich nur, ob ein guter oder ein schlechter. Wir können es aber vor Christus gerade nicht verantworten, wenn wir ihm nicht das allerbeste Gefäß darzubringen suchen für den Inhalt, den er uns schenken will, nicht das kostbarste Gefäß, aber das würdigste und geistentsprechendste. „Freund, wie bist du hereingekommen und hast doch kein hochzeitlich Kleid an?" Im Kultus bringt die Erde dem Christusgeist ihr bestes Kleid entgegen, oder nein, viel mehr, sie läßt den Christusgeist sich selbst die Erde zu seinem Leib machen, wie es im größten Stil der tiefste Sinn aller wahrhaft christlichen Kultur ist. Ja, die gibt es! Und sie mit allem Ernst zu erstreben, ist das wahre Warten auf das Gottesreich. Die Gefahr, daß das Äußere überwuchert, wird niemals wirklich überwunden durch Unterdrückung des Äußeren, sondern durch Verstärkung des Inneren.

Alles, was wir hier andeuten, ist um so ernster unsre unmittelbare Pflicht, wenn dadurch neue Möglichkeiten der Verinnerlichung und der Gottvereinigung, neue Möglichkeiten des Christwerdens der Gegenwart zugeführt werden. Dies aber kann nicht bewiesen, nur erfahren werden. Eben dies bauen wir als Zentrum in unsre Gegenwartsmenschheit hinein: Gemeinschaften, die sich sammeln um ein wirkliches Christushandeln, um ein ernstestes Christwerden. Wieviel mehr Möglichkeiten dazu der Kultus bietet, als der Predigtgottesdienst, weil der Kultus die großen Haupttatsachen des Christentums dem Menschen ruhig, rein, regelmäßig, rhythmisch in das Wesen schreibt, das weiß der Durchschnittsprotestant heute noch nicht. Die inneren Bedingungen einer wirklichen Erneuerung unsres Volkslebens zu untersuchen und zu erproben und außer der Kraft des isolierten individuellen Höherstrebens auch die Kräfte neu rege zu machen, die im Gemeinschaftsleben und im Gottesdienstleben liegen, das ist eine wichtigere Aufgabe, als die Meisten ahnen. Nur so können neue starke Lebensströme auch allmählich in das soziale Leben hineingeleitet werden, was durch Reden und Schriften allein niemals geschehen kann. Und nur so kann auch das weite, freie, große Christentum der Zukunft, das wir ersehnen, gesund allmählich hervorkommen, wenn nicht Unkirchlichkeit oder Vergangenheitsautorität oder Bekenntnisscheineinheit das religiöse Leben überschatten, sondern wenn seine Seele wird, in entschlossenstem Willen: Christwerden und Christsein, Christusempfangen und Christushandeln.

Die protestantischen Kirchen gehen, wie wir zu sehen glauben, schwersten Zeiten entgegen. Die katholische Kirche strebt zu neuen Triumphen empor, die doch nur zu neuen Krisen und Katastrophen führen können, wenn der Gegenwartsmensch sich nicht selbst verlieren will. Die Zukunft wird gehören einem Christentum, das alle Freiheit und Wahrheit des Protestantismus bewahrt, aber neu und groß die Tiefen der Welt erobert, das die Natur voll und harmonisch aufzunehmen weiß in die Größe der Christuswahrheit, das darum auch den Mut hat, einen christlichen Kultus zu schaffen als die freie Heimstätte und starke Kraftquelle einer christlichen Kultur.

Stuttgart F r i e d r i c h R i t t e l m e y e r

*) Daß ich dies wieder und wieder gesagt habe, hat mir freilich bei den Gegnern nur den Verdacht eingetragen, ich sei einer vielleicht dämonischen Beeinflussung durch Dr. Steiner erlegen. Ich will doch hoffen, daß noch genug Ernst und Verantwortungsgefühl vorhanden ist, die sich ein Urteil über eine ihnen zunächst unverständliche Sache nicht gar so bequem machen. Was insbesondere mein Ausscheiden aus dem Pfarramt betrifft, so hat Dr. Steiner, mit dem man wegen seiner unerhörten Arbeitsüberlastung immer nur das Allernötigste besprechen kann, mir nicht nur in keiner Weise zugeredet, sondern war sogar zuerst dagegen; und als er dann die innere Notwendigkeit auf meiner Seite sah, war er wieder dagegen, daß es ohne Sicherung geschehe. Aber selbstverständlich hätte es die Reinheit der Sache nicht ertragen, daß er für irgendeine Sicherung gesorgt oder daß ich sie von ihm oder seiner Gesellschaft angenommen hätte. So habe ich als ein völlig Freier eine neue Gemeinde in Stuttgart mitbegründet, in der gerade die führenden Anthroposophen nicht sind. Daß ich in den Dienst des Anthroposophischen Verlags eingetreten sei, ist eine Behauptung, die lediglich Wilhelm Spiecker in seinen Offenen Briefen immer wiederholt, der aber keinerlei Wahrheit entspricht.

Schutzreligion und Leben

Das religiöse Leben läuft heute wieder einmal ganz toll durch und auseinander. Das ist gewiß sehr bedauerlich. Aber man darf sich darüber nicht wundern. Es muß wohl so sein. Eine so ungeheuerliche Zeit, wie es die unsre ist, in welcher Seele und Leib so schwer gefährdet sind, braucht ganz außergewöhnliche Hilfen, um einigermaßen wieder zurecht zu kommen. Und es scheint mir sehr deutlich zu sein, daß hinter all dem bunten heutigen Religionsgetriebe noch ganz andre Mächte am Werke sind als etwa die einfache Sehnsucht des Menschen nach Gott oder die lebendige Gottesoffenbarung selber. Das heutige Religiöse ist augenscheinlich weithin ein biologisches Schutzgebilde des Geistes der Gegenwart gegen die Gefährdung von Leib und Seele. Und aus der Mannigfaltigkeit der Mischungen solcher triebhafter Schutztendenz mit den tieferen religiösen Kräften erklärt sich ein gut Teil unserer religiösen Verworrenheit.

In diesen Schutzgebilden liegt nun gewiß ein außerordentlicher Wert. Es ist ja mit Händen zu greifen, wie solche Religiosität den Schwankenden Halt verleiht und den Müden wieder Kraft und Freude gibt, den „Materialismus" auflockern hilft und auch die zahlreichen Kriegs- und Revolutionsidealisten, die jetzt in Dumpfheit zurückzusinken drohen, über Wasser hält. Und noch eine Sendung hat sie zu erfüllen, die heute von besonderer Bedeutung ist: die kecken Neulandsucher des Geistes zu warnen, die in dem Zusammenbruch aller Werte überall tateifrig auf dem Plan erscheinen, und sie an das Ikarusschicksal der Seele zu erinnern, das immer bei den Flügen zur Sonne droht. Schutzreligion bringt dem Menschen eindringlich seine Grenzen zum Bewußtsein und öffnet ihm die Augen für seine Ohnmacht und seine immer wiederkehrende Schuld. All das ist heute unbedingt nötig und gut. Aber man darf sich doch darüber nicht einen Augenblick im Zweifel sein, daß dieser Weg nicht zur Wahrheit und nicht bis ans Herz des Lebens führt. Und wenn dann die Anwälte dieses Weges im Eifer um ihre Sache über die, die andere Wege wandeln, Gerichtssitzung halten und dabei an letzte Heiligtümer der Seele rühren, dann kann es nur heißen: Hände weg! —

Es ist im wesentlichen auch der Geist der Schutzreligion, der Hermann Schafft die Feder führt in seinem Aufsatz gegen mich und meine Ausführungen über Gertrud Prellwitz (in Nr. 48/49 d. v. J.). Man spürt auch hier viel von dem sittlichen Willen, der im Schatten der Schutzreligion wächst. Und man hält aufmerksam inne im Wandern und schaut zurück auf den Weg, den man gekommen ist. Man sieht auch einige Gefahren jetzt schärfer und legt wohl gar still ein paar Blumen aus der Hand, die man gepflückt hat: sie sahen so schön aus und führen am Ende wirklich giftigen Saft. Aber wenn dann stürmische Arme den Wanderer greifen, um ihn hinwegzureißen auf andre Bahnen, dann kann es nur heißen: Hände weg, — ihr rührt an Heiligtümer, die ihr nicht kennt! Ihr meint es so gut, und ihr habt eine so wichtige Sendung heute. Es gibt aber Dinge, die liegen jenseits eurer Zuständigkeit.

Denn der Weg des Lebens ist nicht der Weg der Schutzreligion. Wer hier wandelt, hat kaum überhaupt das, was man so „Religion" nennt. Er dient dem Leben mit ganzer liebender Seele, und weiter nichts. Und wenn ihn das Leben packt, dann packt ihn Gott, und er sieht dann wohl auch ein Stück Gottesleben, das den Andern durch ihre Schutzreligion verdeckt wird. Das alles ist wohl auch Religion, ja vielleicht die einzige wahre Religion, aber es ist zunächst nicht Religion im Sinne der Schutzreligion. Die Schutzreligion kann das nicht begreifen. Sie glaubt das alles auch zu haben, und viel reiner und stärker zu haben. Aber es ist alles um einige Grade anders. Es ist vor allem naturfeindlicher — naturfeindlich heutzutage bisweilen bis zur Gotteslästerung — und geht immer irgendwie ins Moralisieren, in ein allerfeinstes und allerinnerlichstes Moralisieren natürlich, das seine Verwandtschaft mit dem Pharisäismus vergessen macht. Es liegt etwa auf der Linie des älteren Bruders im „Verlorenen Sohn": man findet immer, daß der „Abstand" zum Heiligen zu wenig gewahrt und nicht hinreichend „Gericht" gehalten worden sei.

Es ist sehr bezeichnend, daß H. Schafft in meiner „Neugeburt" zuerst mit Zustimmung allerlei „ethische Erlösungsreligion", dann aber mit Entsetzen ein „Zurücksinken in das Naturhafte, Vorethische" bemerkt. Er zieht dann die Grenzen gegen das Naturhafte hin und findet: „R. Liebe wird das alles ‚auch' sagen, aber dies ‚auch' ist eben das Furchtbare" (Sp. 911/12). Natürlich handelt es sich gar nicht um ein „Auch", sondern um ein „Weder-Noch". Das, was wir meinen, ist ebensoweit vom Naturalismus wie von irgendeinem Moralismus entfernt, — ebensoweit wie etwa der Geist der Bergpredigt, in dem gleichfalls das „Bettlersein" und das „Seligsein", das Hungern und Dürsten, das schon das selige Sattwerden in sich trägt, ein einheitliches Ganze bilden. Es ist vielleicht nicht allein des Kritikers Schuld, wenn ihm dieses „Weder-Noch" in der „Neugeburt des Christentums" nicht hinreichend deutlich geworden ist. Ich habe selber den Eindruck, daß der Wille zur Sammlung der Geister, der auch mich stark bestimmt hat, einige grundlegende Ausführungen verdunkelt und die Grenzlinie gegen die „ethische Erlösungsreligion" verwischt hat. Ich hoffe, in der neuen Auflage — das Buch ist seit einigen Monaten vergriffen — durch eine Neueinstellung des Ganzen dafür Sorge tragen zu können, daß solche Mißdeutungen künftig vermieden werden. Immerhin hätte ich eine derartige Verkennung des Entscheidenden von solcher Seite nicht für möglich gehalten. Sie zeigt mir nur wieder, wie blind gegen das Leben auch ein feinsinniger Mensch werden kann, wenn er in den Dienst der Schutzreligion tritt. Ob ihm nicht gerade der Umstand, daß ihn „Entsetzen überfallen" hat und er ganz „zerschlagen" gewesen ist bei der Lektüre, noch einmal die Augen dafür öffnet, in welchem Zwiespalt in ihm selber Schutzreligion und Leben stehn und zu welcher Verbildung der Gefühle der unbewußte Dienst der Schutzreligion führen kann?

Jedenfalls: wer auf dem Wege des Lebens ist, kann und darf diesen Weg nicht wieder verlassen. Für Andere mag die Schutzreligion, — mögen selbst Beichtstuhl und Hierarchie, Weihrauch und Messe heute wieder nötig und nützlich sein. Der „Lebendige" hat andere Hilfen, die ihn in seinem Irren wieder zurecht bringen mögen. Denn Gott hat nicht bloß die Autoritäten als Schutz gegen die Gefahren des Lebens gesetzt, sondern noch etwas ganz Anderes, das man immer wieder übersieht, nämlich das Leben selber. Das Leben selber muß und kann alles wieder heilen. Und wer das einmal erkannt hat, der bringt es nicht fertig, wieder zur Schutzreligion zurückzubiegen, deren Gefahren nach anderen Seiten hin viel, viel größer sind. Der kann gar nichts Anderes tun, als immer wieder — nach der Weise Jesu — mit ganzer Seele und kindhafter Unmittelbarkeit sich dem Leben erschließen. Und er wird immer wieder Gott in der Welt und im „Nächsten" finden und sein besseres Ich dazu.

Es ist freilich bedauerlich, wenn auf diese Weise heute Schutzreligion und Leben tausendfach auseinanderklaffen, wenn alle Rufe zur Sammlung heute durchkreuzt werden durch den blinden Eifer all der Individualisten, die gerne loskommen möchten vom Individualismus und nicht können, — durch zahllose Spielarten von Angst und Kurzsichtigkeit, Kleinglauben und Rechthaberei. Aber am Ende kommt auf die „Sammlung der Geister" und auch

auf die „Einheit des Christentums" vielleicht viel weniger an, als wir denken. Jedenfalls scheint Gottes Weg in der Gegenwart gar nicht in dieser Richtung zu gehn. Alles liegt doch nur daran, daß überall echtestes inneres Leben wachse, wenn auch einmal in sehr mannigfaltiger Gestalt. So laßt uns doch alle am Leben schaffen, jeder so gut er kann! Was Gertrud Prellwitz anlangt, so weiß ja nunmehr alle Welt, daß das Drude-Buch „Kitsch" ist und daß sie literarisch noch unter der Courths-Mahler steht. Christen und Heiden, Alt und Jung verkündigen mit freudiger Einheit das Todesurteil. Dabei kennen die Wenigsten irgend sonst noch etwas von dem eigentlichen Werke der Frau, das ungleich reiner und tiefer hinter diesem freilich einigermaßen anfechtbaren Buche steht. Eine mißliche Sache, solche gemeinsame Totengräberarbeit! Merkt ihr denn gar nicht, daß ihr dabei auch die drängenden Fragen und Wünsche der Zeit, die hier wühlen, und unendlich viel Güte und Kraft obendrein mit ins Grab hineinschaufelt? Und um euch stehen alle die Geister von gestern und jubeln euch zu! Dann aber geht alles auseinander und verzettelt sich wieder in Cliquenwesen, Ketzerrichterei und Parteigezänk. Laßt uns doch lieber mit aller Treue — und jeder auf seine Weise — dem Morgen dienen, — dem wahren Leben und dem „ewig kommenden Gotte"!

Freiberg Reinhard Liebe

Ein neues Bekenntnis alten Glaubens

In den sogenannten „altgläubigen" Kreisen, zu denen sich der Schreiber dieser Zeilen bisher selbst gehalten hat, zeigt sich gegenwärtig stärker denn je die Neigung zu einem bedenklichen Kultus mit überkommenen Bekenntnisworten, der ein deutliches Zeichen eigner religiöser Unkraft ist. Man vergißt in diesen Kreisen mehr und mehr, daß es für den gleichen Glauben mannigfache Ausdrucksmöglichkeiten gibt und geben muß, wenn es nicht zu einer Erstarrung des religiösen Inhalts in Formeln kommen soll. Man macht in diesen Kreisen aus ehrwürdigen Bekenntnisworten der Väter vielfach ein Gewissensjoch, unter das man in gesetzlicher Weise die ganze Kirche zwingen möchte. Damit verleugnet man nicht nur den Geist des Protestantismus, zu dessen Vätererbe nicht zuletzt die evangelische Gewissensfreiheit gehört, damit ertötet man auch das wirkliche religiöse Leben, wie es aus dem Geiste des lebendigen Christus herausquillt. Gewiß, die monumentalen Sätze alter Bekenntnisse haben auch ihren religiösen Wert; sie können in Freiheit gebraucht Gegenwart und Vergangenheit im Innersten verbinden. Sie tönen gleichsam über die Zeit hinweg und rufen die Väter selbst herbei und stellen sie neben uns, und sie werden eins mit uns im Bekennen des gleichen teuren Glaubens. In diesem Sinne hat besonders die religiöse Wertschätzung des Apostolikums ihre Berechtigung. Ein allzu häufiger regelmäßiger Gebrauch dieses Bekenntnisses im Gottesdienst, der liturgisch nicht zu rechtfertigen ist, bringt freilich auch dieses volkstümlichste aller alten Bekenntnisse in die Gefahr, zu einer abgegriffenen Münze zu werden, und es ist gerade dadurch weithin religiös eindruckslos geworden. Außerdem leistet der regelmäßige Gebrauch bei manchen der religiös verderblichen Meinung Vorschub, es gäbe einen unfehlbaren Glaubensausdruck. Um diese unevangelische Auffassung alter Bekenntnisse in der Kirche der Reformation zu entwurzeln, muß es vor allem zu einem neuen mannigfaltigen Bekennen des Glaubens kommen. Ein bescheidener Versuch in dieser Richtung möchte auch das folgende Bekenntnis sein. Es möchte jedoch nicht als Ausdruck rein subjektiver Religiosität gewertet werden, sondern als Bekenntnis zu einem überzeitlichen Glaubensinhalt, der über die von Menschen gemachten theologischen Richtungsschranken hinweg auch in der Gegenwart noch viele religiös zu verbinden vermag, es möchte wirklich sein ein „neues Bekenntnis alten Glaubens":

Ich glaube an den allmächtigen Gott des Lebens, den Urgrund aller Welten und Wesen, den Vater;

und ich glaube an Jesus den Christus, des Vaters Ebenbild, den ewigen Gottessohn. Als Gnadengeschenk aus der himmlischen Welt für die sündenkranke Menschheit empfing ihn die jungfräulich-reine Mutter Maria. Gottes heilige Liebe wurde Mensch in ihm. Sie trieb ihn zur Hingabe seines Lebens für uns, zum unschuldigen Leiden und heiligen Sterben unter Pontius Pilatus am Kreuz auf Golgatha. Er, dessen Leib gelegt ward ins Erdengrab, ging als Sieger und Seelenbefreier hindurch durchs Totenreich. Nach dreien Tagen offenbarte er sich als der Lebendige. Erhöht zum Herrn der Himmelskräfte wurden ihm alle göttlichen Dinge auf Erden übergeben vom Vater. Er ist der Heiland und Erlöser alles ersterbenden Lebens und der kommende Richter der Lebendigen und der Toten. Dieser Christus ist meines Glaubens und Lebens Herr;

denn ich glaube an den Heiligen Geist, Christi und Gottes Geist, wie er lebt und wirkt in allen, die mit Ernst an Christus glauben und ihn in sich erfühlen. Er verbindet in Liebe alle christusempfänglichen Seelen auf Erden und im Himmel zu einem Leibe, dessen Haupt der Herr ist, der einen heiligen christlichen Kirche. In ihr empfange ich durch Wort und Sakrament Vergebung der Sünden, neues Leben für Geist, Seele und Leib, Hoffnung auf Verklärung des ganzen Menschenwesens im Wandel der Erden- und Himmelswelt und ewige Vollendung in Gott.

Pawellau, Kr. Trebnitz Karl Ludwig

Das Bekenntnis als Problem

Bei der sich heute allenthalben vollziehenden formalen Neuorientierung des kirchlichen Lebens kommt es immer wieder zu Reibungen hinsichtlich des Bekenntnisses. Die strittige Frage ist: Inwieweit ist das Bekenntnis verpflichtend? Auf der einen Seite hält man fest an jedem einzelnen Buchstaben und erklärt jede Umdeutung oder Vernachlässigung auch des kleinsten Satzes für eine Verwässerung des christlichen Glaubens; auf der anderen Seite betont man, der Buchstabe töte und nur die symbolische Deutung könne der Gegenwart von Bedeutung sein: das Bekenntnis müsse sich der neuen Situation anpassen. Aber wieweit soll die symbolische Deutung reichen? Was ist unumstößliche Hauptsache? Was ist nur Nebensache? Die Jungfrauengeburt? Die Höllenfahrt? Die Himmelfahrt? Auferstehung des Fleisches? Hält man Tod und Auferstehung Christi fest, so fragt sich wiederum: in welchem Sinne? Und wieder kommt keine Einigung zustande. Selbst die urchristliche Bekenntnisformel „Herr ist Jesus" findet heute nicht viel Beifall.

So ist das Bekenntnis, das einst freudigstes Zeugnis des Glaubens war, zum Ärgernis geworden. Das ist ein Jammer. Das Bekenntnis ist nicht mehr Bekenntnis, sondern ein Problem geworden. Und das ist tragisch. Was würden die alten Christen dazu sagen! — Lieber ein völlig neues Bekenntnis als ein Sammelsurium von Kautschukbegriffen! Und lieber das buchstäblich verstandene alte Bekenntnis als ein verworrenes Konglomerat von Ja und Nein. Denn ein Bekenntnis muß ehrlich sein, wenn es Bekenntnis sein will!

Es fragt sich nun aber überhaupt, ob das wortwörtliche Verständnis der Bekenntnissätze der ursprünglichen Auffassung entspricht! Das klingt zunächst sehr befremdlich. Aber man vergegenwärtige sich, daß wirklich religiöse Aussagen immer nur in Form der Allegorie gemacht werden können, da ja das Wesentliche aller Religion nicht in intellektuelle Vorstellungen und Begriffe eingefangen und mit aussprechbaren Worten ausgedrückt werden kann.

In diesem Sinne ist jede geistig-religiöse Aussage Allegorisierung. Hiervon streng zu unterscheiden ist die Symbolisierung, die nichts Anderes ist als ein nachträglicher Deutungsversuch jener Allegorie, also eine Abschwächung*). Das richtige, ursprüngliche Verständnis eines religiösen Bekenntnisses wird demnach

*) Das Symbolum fidei ist als „Erkennungszeichen" der Gläubigen durchaus keine Symbolisierung, sondern Allegorisierung. Eine Verwechselung ist nur möglich durch das mißverständliche Fremdwort.

nicht gefunden durch Reflexion und symbolisierende Exegese, sondern nur durch das Erleben der gleichen religiösen Spannung, aus welcher jene Allegorisierung (das Bekenntnis) geboren wurde. Es kommt hier immer nur darauf an, ob die gleiche religiöse Intention vorhanden ist. Ist diese nicht vorhanden, so hilft alles Sichanklammern an den Buchstaben gar nichts; denn dann ist das Bekenntnis höchstens eine historische, aber nicht mehr eine religiöse Aussage. Und dieses ist der springende Punkt!

Auf diese überaus wichtige Hauptsache hat Paul Feldkeller in seinem Buche „Die Idee der richtigen Religion" hingewiesen *). Und zwar ist dieser Punkt gerade deshalb so wichtig, weil er so häufig völlig übersehen wird. Die buchstäbliche Auffassung des Bekenntnisses garantiert keineswegs seinen ursprünglichen Sinn. Mit Recht sagt Feldkeller: „Da man die Begriffe aus einem ganz fremden Gedankendialekt unkritisch herübernimmt, um nur um jeden Preis ‚historisch' getreu zu kopieren, so verfliegt nicht nur Geist und Blume der Religion ..., sondern man fälscht direkt die eigentliche Meinung der alten Gedanken ... Interpretation (des religiös Gemeinten) aus einem Denkdialekt in einen anderen ist nicht möglich ohne Umdeutung, ja ist Umdeutung. Solche Umdeutung sollte also von Rechts wegen fort und fort erfolgen, um den religiösen Kern zu retten." Daß es sich hierbei nicht um Symbolisierung = Verwässerung handelt, versteht sich von selbst.

Ein Ersatz für das Apostolikum wird schwerlich gefunden werden. So etwas wird nie am grünen Tisch geboren. Aber soll das alte Symbolum, wie Wilhelm Wundt vorschlägt, um des reinen Gewissens willen verworfen werden? Man könnte schon sagen: Lieber gar kein Bekenntnis als ein verlogenes! Aber ohne Bekenntnis geht es auch nicht gut. Also wird man eine „Umdeutung" des alten ins Auge fassen müssen, in dem Bewußtsein, daß es sich dabei durchaus um eine Wiederherstellung des ursprünglichen religiösen Sinnes handelt. In dieser Beziehung hat Karl Thieme einen brauchbaren Vorschlag gemacht, auf den auch Feldkeller in seinem Buche näher eingeht **). Auch Thieme unterscheidet zwischen der geschichtlichen Tatsache und ihrer religiösen Bedeutung und empfiehlt, einen Glaubenssatz selbst dann zu bekennen, wenn man seinen historischen Sinn leugnet. Nur verbietet sich ein solches „Bekennen", wenn man mit dem Satze geistig überhaupt nichts anzufangen weiß. Daß es sich hier nicht um Jesuitismus handelt, soll folgendes Beispiel zeigen. Für die alte Christenheit war Jesus auf Grund der an ihm von den Jüngern gemachten religiösen Erlebnisse Gottes Sohn. Der damalige Denkdialekt drückte diese religiöse Tatsache durch die Allegorie der Parthenogenesis aus. Nimmt man diesen Ausdruck wörtlich, so entsteht aus der religiösen eine andersartige, nämlich historische Aussage; und faßt man diese Aussage nachträglich symbolisch auf, spekuliert man über die moralische oder rein psychologische Bedeutung jenes Satzes, so entsteht eine „religiöse Groteske". In beiden Fällen ist der ursprüngliche Sinn gefälscht. Und nur diejenige Auffassung trifft den Kern der Sache, die hierbei den geistigen Muttergrund jener Aussage intuitiv herausspürt. Denn hier ist die gleiche geistige Intention wie in der Urchristenheit vorhanden und darum auch ein größeres Recht, die Parthenogenesis zu bekennen, als bei den orthodoxen Lutheranern, trotzdem man an das historische Faktum nicht zu glauben braucht, gleichwohl aber auch daran glauben kann. So ist z. B. die metaphysische Wahrheit mit der historischen äußerlich wohl identisch bei der Kreuzigung Christi; innerlich aber sind sie auf keinen Fall ein und dasselbe.

So etwa habe ich die nicht ganz leichten Ausführungen Feldkellers verstanden. Mir scheint, daß der von ihm angedeutete Weg — wenn überhaupt einer — am ehesten aus dem Labyrinth herausführt. Das geistig verstandene Bekenntnis ist weder ein Atavismus (wie das buchstäblich aufgefaßte), noch eine Charakterlosigkeit (wie das Gummimonstrum verschiedener Theologen). Ob freilich die geistig unlebendige Masse damit etwas anfangen kann, die in der Regel nur an historische Wahrheiten „glaubt", ist eine andre Frage. Ich schließe mit den Worten Feldkellers: „Verwerflich ist der geheime Vorbehalt, der Schein, als ob man glaube, was man bloß bekennt. Wenn der Gläubige — bewußt oder unbewußt — vom historischen Sinn abweicht, ja wenn er keinen einzigen der zwölf Glaubenssätze des Apostolikums in ... seinen geschichtlichen intellektuellen Intentionen glaubt, steht er dennoch fest auf dem Boden des Apostolikums, sofern er nur mit seinem Bekenntnis die eine leitende religiöse Intention zu verbinden weiß. Denn dann ist nur eine Veränderung ... des intellektuellen Sinnes vor sich gegangen. Im Gegensatz zur Wissenschaft und zum Alltag ist aber in der Religion der intellektuelle Sinn nicht der zuletzt gemeinte."

Wolperndorf, S.-A. Alexander Beyer

Zur Apostolikumfrage

Nebst einem Exkurs über Schweden

Diese Frage haben wir vor Jahren bereits in der Christlichen Welt verhandelt. Unsere Meinung ist, daß das beste und das ausreichende Christenbekenntnis das Vater-Unser selber ist, wenn es verstanden wird in seinem echten geschichtlichen Sinne, im Zusammenhange und Zusammenklange mit dem Evangelium, unverdünnt und unverflacht. Und es heißt schon es nicht ganz in seiner geschichtlichen Bestimmtheit und in seinem echten Vollsinne nehmen, wenn man für nötig erachtet, es noch durch ein anderes Bekenntnis zu ergänzen. Immerhin mag ein zweiter feierlicher Glaubensausdruck im Gottesdienste dienlich sein. Und hier das Apostolikum überhaupt und überall zu beseitigen und durch ein „Parallelformular" zu ersetzen, ist nicht unsere Meinung. Seine Würde, sein monumentaler Stil, sein tiefer Gehalt, seine Geschichte, sein weitreichender Gebrauch machen es zu einem ehrwürdigen Besitz, auf den man nicht gern verzichten wird. Und man übersieht leicht, daß es doch im allgemeinen die Aufgabe für Unterricht und kirchliche Verkündigung ist, auch die Gemeinde zu erziehen zu der Fähigkeit, gelegentlichen legendarischen Ausdruck des Glaubensgehaltes als solchen zu verstehen und zu würdigen, auch beim Lesen der Schrift den Unterschied von heiliger Sage, Legende, und Geschichte im allgemeinen zu verstehen, und einzusehen, daß das Legendarische seine zeitgeschichtliche Notwendigkeit besaß, daß auch in Sage und Legende der sich offenbarende Geist Gottes gewaltet hat. Was aber auf die Dauer für zahllose Einzelchristen und auch bereits für manche Gemeinde als ganze mehr und mehr untragbar ist, das ist das Lehrgesetzmäßige, Dogmatische, das sich sogleich an das Apostolikum und an seinen Gebrauch knüpfen muß, wenn es im ausschließlichen Gebrauch ist. Hier wird ein wechselnder, mannigfacherer Glaubensausdruck zur dringenden Notwendigkeit. Wenn wir diesen aber erwünschen und wenn wir hoffen, daß einmal die maßgebenden Instanzen Freiheit in der liturgischen Gestaltung und besonders in der Bekenntnisgestaltung zulassen sollen, so wäre es gut, wenn schon jetzt von Berufenen und Begabten Ausdrucksformeln geschaffen und angeboten würden, über die sich dann verhandeln läßt, und daß sie da, wo bereits genügende liturgische Freiheit besteht, oder bei Gelegen-

*) Vgl. den Aufsatz „Die Idee der richtigen Religion" in CW 1923 Nr. 1/2.

**) Karl Thieme, Das apostolische Glaubensbekenntnis, 1914.

heiten, für die ein liturgischer Zwang nicht gilt, in Anwendung kämen, damit sie sich erproben und erweisen können.

Wir hatten seinerzeit*) als eine solche Form, die natürlich wieder nicht eine ausschließliche sein dürfte, das „kurze Glaubenslied“ vorgeschlagen, jene kurze Strophe, die, schon im sechzehnten Jahrhundert aus dem dreistrophigen Glaubensliede Luthers zusammengezogen, in mehrere deutsche Gesangbücher aufgenommen ist und auch mehrfach schon als Bekenntnis im Gottesdienste Verwendung gefunden hat. (Mit neuer Melodie von Arnold Mendelssohn in Blattauflage erschienen bei Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen.)

Wir glauben all an einen Gott, Schöpfer Himmels und der Erden,
Der sich durch Jesum, seinen Sohn, Uns zum Vater hat gegeben.
Er will uns allzeit ernähren, Uns zur Seligkeit bewahren
Durch den heiligen Geist im Glauben. Kein Leid soll uns widerfahren.
Nach diesem Elend ist bereit Uns ein Leben in Ewigkeit. Amen.

Wie sich dieses Credo am besten in den Gottesdienst einfüge, und in Antiphon zwischen Liturg und Gemeinde gesungen werden könne, habe ich früher angegeben.

Von anderer Seite wird uns folgende Form gesendet, die wir gebeten sind, den Lesern der CW vorzulegen:

Allgegenwärtiger, erster und letzter, allein, allmächtig, heilig und gütig, Vater im Himmel! Ich glaube an dich.

Der du die Welt geschaffen hast und verklären wirst zu deinem Reiche, das du gegründet hast in Jesus Christus, deinem Sohne, dem Gekreuzigten. Ich glaube an dich.

Der du in den Jüngern, seinen Erlösten, und auch in meiner Seele waltest durch die Klarheit deines Geistes, daß wir, der Qual der Sünden und des Todes entrissen, voll Friede eins seien, Vater, in dir. — Ich glaube an dich. Ich bete dich an. Herr, ich habe dich lieb.

Bekannt ist auch das sogenannte Biblikum, das in der trefflichen Agende von Zillesen angegeben ist:

Wir bekennen unsern christlichen Glauben mit den Worten der heiligen Schrift:

Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge. Er ist der rechte Vater über alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden.

Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. In ihm wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig. Gott hat alle Dinge unter seine Füße getan und hat ihn gesetzt zum Haupt der Gemeinde über alles.

Und niemand kann Jesus einen Herrn heißen, es sei denn durch den heiligen Geist. Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder. Sind wir aber Kinder, so sind wir auch Erben, Gottes Erben und Miterben Christi. Denn wir sind gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes uns kann scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserm Herrn.

Hier möchte ich noch eine Form vorlegen, die ich in der letzten Nummer der vortrefflichen schwedischen Wochenschrift „Vor Lösen“ (Unsere Lösung) finde und so übertrage:

Wir glauben an Gott Vater, Allmächtigen,
Der Welten Schöpfer, der Menschen Erbarmer.
Himmel und Erde verkündigen seine Macht.
Vater ist er uns in Jesu worden,
In Christo, der starb für das Leben der Welt.
Von Sünd und allem Übel will er uns bewahren,
In Glaube und Heiligung uns verwahren
Durch des heiligen Geistes Macht.
Ewiges Heil will Er uns geben,
Daß wir beim Vater sollen leben
Heilig und selig im himmlischem Reich. Amen.

Diese Form ist, so sagt der Berichterstatter, seit mehreren Jahren in Gebrauch bei der Hochmesse in der Kapelle zu Djursholm. Sie ist geschaffen durch den Prediger Natanael Beskow, vertont von A. Tegner. Der Aufsatz zeigt, wie ernsthaft diese Fragen, die uns seit langem bewegen, auch im schwedischen Luthertum behandelt werden.

Der schwedische Kirchenhistoriker und Liturgiker E. Linderholm hat eben einen „Vorschlag“ bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen herausgegeben: „Der Hauptgottesdienst“. Schwedisch: „Hochmesse“. Er ist auch in anderen Hinsichten interessant, führt als Gipfel des Gottesdienstes den „schweigenden Dienst“ ein. Im dritten Teile, genannt „Glauben und Anbetung“ gibt er folgende Formen des gemeinsamen Bekenntnisses, die abwechselnd zu gebrauchen sind:

1. Die Seligpreisungen, nach Matth. 5, 3—10. Eingeleitet durch die Worte:

Lasset uns jetzt unsern allerheiligsten christlichen Glauben bekennen mit Jesu Worten. —

Ein wirklich bewundernswerter Vorschlag. Wenigstens gelegentlich sollten diese Worte als tiefe Glaubens- und Lebensworte bekennend gelesen werden.

2. Oder:

Wir glauben an Gott, unsern Vater, der uns geschaffen hat.
Wir glauben Jesum Christum, seinen Sohn, der erlöset hat.
Wir glauben an Seinen heiligen Geist, der uns heiliget zum ewigen Leben. Amen.

3. Oder:

Wir glauben an den einen, ewigen allmächtigen Gott, der alles geschaffen hat, und alles durch die Ordnung seiner Weisheit aufrecht erhält und alles zum Guten lenkt, der uns seines Wesens teilhaft gemacht hat, damit wir ihn suchen und finden mögen, unsern einzigen Herrn und König, der allein zu ehren und anzubeten ist.

Wir glauben, daß Gott sich als die heilige Liebe und als unser treuer Vater im Himmel durch Jesum Christum vollkommen geoffenbart hat und durch sein heiliges Wort und Leben und durch sein williges Leiden bis zum Tode am Kreuze uns den Weg gewiesen hat zu sich selbst und zur Aufrichtung seines Reiches in der Welt der Menschen.

Wir glauben, daß Gott durch seinen heiligen Geist zur Vergebung der Sünden, zu Glaube und Heiligung wirket in seiner Christenheit und in allen, die ihn redlich suchen, um endlich, wenn auch durch Leid und Züchtigung, uns alle mit sich zu vereinigen zu einem vollkommenen, seligen und ewigen Leben, auf daß Gott sei alles in allem. Amen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich fragen, warum nicht mehr von uns sich der geringen Mühe unterziehen, von der schönen und uns so leicht zugänglichen Sprache unseres nordischen Brudervolkes, das dazu in so herzlicher Weise Anteil nimmt an den Sorgen und Geschicken unseres eigenen Volkes, und das uns nicht nur stammverwandt sondern zugleich durch sein altes, ehrwürdiges und kernhaftes Luthertum verbunden ist, soviel sich anzueignen, daß die Kenntnis seiner so gehaltvollen theologischen und kirchlichen Literatur unter uns allgemeiner verbreitet würde, als es bisher leider der Fall ist. Allein die Persönlichkeit und die Werke seines lebens- und kraftvollen Natanael Söderblom, des Erzbischofs von Upsala, und deren Kenntnis würde die Mühe lohnen. Aber wie rege ist gerade in letzter Zeit überhaupt die Arbeit der jungen Theologie in Schweden, und wieviel fruchtbare Anregung bietet sie. Neben Söderblom der neue Bischof von Vesteros, Einar Billing, Marburger Doktor und Freund der Herrmannschen Theologie, der unermüdliche und frische Bohlin, und seine feinen Schriften über Kierkegaard, Pascal, Amiel, dann Arvid Runestam, der gründliche Lutherforscher, und der schneidige Nygren, der als Sieger in das Tor des endlich richtig entdeckten „religiösen Apriori“ einreitet über die unzähligen gänzlich erschlagenen Leichen seiner Gegner, zum Beispiel über meine eigene, der feinsinnige Hugo Rosen mit seiner Schrift über das Verhältnis von Moral und Religion, und Linderholm, den ich in diesem Zusammenhange nicht allein als neutestamentlichen Forscher oder als Kirchengeschichtler, sondern besonders seines „Schwedischen Evangelienbuches“ wegen nennen möchte. Denn wunderbar: dieser Radikalissimus in der Kritik ist zugleich eine Art Kirchenvater in der Praktischen Theologie. Er hat in seinem „Evangelienbuche“ auf der Grundlage der herrlichen altlutherischen schwedischen Li-

*) CW 1911 Nr. 39.

turgie eine moderne Agende geschaffen, die mir, bei allem Unterschiede in der dogmatischen Grundlage, das Feinste zu sein scheint, was neuere Liturgik hervorgebracht hat. Ich hoffe, daß sie uns bald deutsch zugänglich wird, und daß die CW bald einen Bericht darüber bringen wird*). Und neben den Genannten so manche Andere. Besonders aber möchte ich hinweisen auf die ganz ausgezeichnet geleitete Zeitschrift der schwedischen „Jungkirchlichen", die von Billing ins Leben gerufen, um dieses Blatt sich sammeln, und aus der wir eben eine Probe gegeben haben. Sie ist voll Leben und Bewegung, tief religiös, und darum brennend für die Fragen kirchlicher Ausgestaltung und Erneuerung. Nicht am wenigsten erfreut in ihr die Lebendigkeit neuer religiöser Hymnendichtung, von der sie oft Proben bringt, und von der wir Aussicht haben, nächstens auch in der CW Proben zu erhalten. Schließen aber möchte ich mit dem Hinweise auf die feine Schrift von Söderblom: „Gehen wir einer religiösen Erneuerung entgegen?" deren Übersetzung ich veranlaßt habe. Besonders auf die wahren und freimütigen Äußerungen gerade auch zur Ritual- und Bekenntnis-Frage, die hier ein lutherischer Erzbischof gibt. Würden bei uns sich tiefe Kirchlichkeit und Verständnis für neue Verhältnisse und Bedürfnisse so begegnen und finden wie in diesem Manne, so würde auch „die Apostolikumfrage" bei uns bald und friedvoll zu einer Lösung gebracht werden.

Marburg Rudolf Otto

Ein schwedisches Evangelienbuch

Unter dem Titel Svensk Evangeliebok af Emanuel Linderholm erschien 1920 im Svenska Andelsförlaget zu Stockholm ein 366 Seiten starkes Werk, das bei der großen Reformbedürftigkeit auch unseres gottesdienstlichen Lebens die Aufmerksamkeit deutsch-evangelischer Kreise in hohem Maße verdient. Der Verfasser, Professor für Kirchengeschichte und Doktor der Theologie an der Universität Uppsala, hat es unternommen, seiner schwedischen Kirche ein völlig neues Evangelienbuch zu schenken. Den Anlaß dazu gab ihm vor allem die gänzliche Unhaltbarkeit des alten Perikopensystems. Er weist in seiner Vorrede darauf hin, daß es ein Fragment aus dem frühmittelalterlichen Gottesdienst, ein Bruchstück aus dem Homiliarium Karls des Großen sei. Selbst der zur Zeit größte römische Kenner der Perikopengeschichte, der Jesuitenpater Stephan Bressel, gebe dem auf diesem Gebiet bahnbrechend vorangegangenen lutherischen Gelehrten Ernst Ranke Recht, der bei diesen alten Perikopen teils den verständlichen Sinn und Zusammenhang vermißt, teils darauf hinweist, daß viele von ihnen für Tage, Feste, Handlungen und Zwecke gewählt seien, die bei uns außer Gebrauch sind. Vielfach beruhten sie auf einem durch die Reformation uns ganz und gar fremd gewordenen religiösen und kirchlichen Leben. So fasteten wir nicht mehr, hätten während der Osterzeit keine großen Tauffeiern mit exorzistischen Handlungen mehr; nichts destoweniger hätten wir an den Passionssonntagen Texte sowohl über das Fasten als auch über Teufelsaustreibungen, welche ursprünglich die große Tauffeier an Ostern vorzubereiten hatten. Somit habe das alte karolingische Perikopensystem für uns bloß archäologischen Wert. Auch sonst werde es in religiöser Beziehung dem Wesen und der Eigenart evangelischen Glaubens nicht gerecht, biete auch keine klare und zusammenhängende Vorstellung von der Offenbarung des alten Bundes, vom Leben und von der Verkündigung Jesu, vom Zeugnis der Apostel und dem urchristlichen Gemeindeleben. Nun habe man wohl in allen evangelischen Landeskirchen neben den alten Perikopenreihen neue eingeführt, allein diese lehnten sich zu stark an das alte System an und teilten mehr oder weniger dessen Mängel. Es müßten neue Wege beschritten werden. Die Gemeinden hätten auch ein Recht darauf, das Größte und Beste aus dem Alten und Neuen Testament zu hören. Man brauche vor allem ein das ganze Kirchenjahr, alle Texte und Gebete beherrschendes, einheitliches Prinzip, dessen Durchführung das Kirchenjahr zu einem lebendigen Organismus und zu einem künstlerischen Ganzen gestalten könnte. Zu solchem leitenden Grundgedanken hat nun Linderholm in seinem Evangelienbuch die Reichsgottesidee des Evangeliums erhoben, sicherlich eine glückliche und naheliegende Lösung, mit der sich die verschiedenen Strömungen innerhalb der Kirche einverstanden erklären könnten.

Die erste Hälfte des Kirchenjahres behandelt die Offenbarung des Reiches Gottes und zwar die Adventszeit die Verkündigung des Christus, die Weihnachts- und Osterzeit Jesu Leben und Werk; und hier wieder die Weihnachts- und Passionszeit Jesu Botschaft von Gott und Gottes Reich, die Osterzeit dagegen die apostolische Verkündigung von Jesus als dem Christus; die Pfingstzeit mit 7 Sonntagen behandelt das Werk des heiligen Geistes zur Grundlegung der Kirche. Die zweite Hälfte des Kirchenjahres mit dem Dreifaltigkeitsfest und 22 nachfolgenden Sonntagen hat die Ordnung und Vollendung des Reiches Gottes zum Gegenstand.

Als Beispiel für die Einzeldurchführung sei Linderholms Behandlung der Pfingstzeit dargelegt. Thema: Des Geistes Werk zur Grundlegung der Kirche. Erster Pfingsttag: Des Geistes Ausgießung. Religiöse Begeisterung und Hingerissenheit. Kollekte:

O Gott, der du selbst der lebenspendende Geist bist und dich uns selbst mitteilst zur Erkenntnis und zum Licht, zum Leben und zur Kraft, zum Frieden und zur Freude, wir danken dir für die unaussprechliche Gabe heiligen Geistes an diesem hohen Tage, da wir das Gedächtnis der Ausgießung deines Geistes über die ersten Jünger Christi feiern. Sie sollten dadurch Gewißheit um seine Sendung und Klarheit über seine Botschaft von dir und deinem Reiche empfangen, auf daß deine Kirche auf Erden könnte gegründet werden. Großer Gott, gieße auch über uns deinen heiligen Geist aus, damit wir deiner und deiner Offenbarung in Christi Evangelium gewiß und froh werden möchten! Reinige und heilige uns durch ihn; gib uns den Frieden und die Freude, wie sie die Welt nicht geben kann, sondern du allein! Verleihe uns und deiner ganzen Christenheit die Einigkeit im Geist, auf daß deine Kirche auf Erden wachsen möge und sich zusammenfüge zu einem lebendigen und heiligen Tempel, darinnen man dich, o Gott, verehrt und dir dient im Geist und in der Wahrheit! Amen.

Profetia Joel 2, 21—23. 27—29. Psalm Ps. 126, 1—6. Evangelium AG 2, 1—21. Epistel 1. Kor. 12, 4—11. — Zweiter Pfingsttag. Des Geistes neues Leben. Kollekte. Profetia Hes. 36, 25—27. Psalm Ps. 51, 12—15. Evangelium Joh. 7, 37—39. Epistel Gal. 5, 22—25. — Erster Sonntag nach Pfingsten (Stephanstag): Apostolische Verkündigung. Gemeinde und Verfolgung. Kollekte. Profetia Sach. 4, 1—6. Psalm Jes. 35, 1—10. Evangelium AG. 2, 22—24. 33—41. Epistel AG 2, 42—47. — Zweiter Sonntag nach Pfingsten: Das Evangelium zu den Heiden. Kollekte. Profetia Jes. 42, 5—8. Psalm Ps. 86, 8—10. Evangelium AG. 9, 1—18. Epistel Gal. 1, 11—24. — Dritter Sonntag nach Pfingsten: Die Befreiung des Glaubens vom Judentum. Kollekte. Profetia Hos. 4, 6. 3, 4—5. Psalm Ps. 96, 1—3. Evangelium Gal. 2, 11—21. Epistel Röm. 3, 19—31. — Vierter Sonntag nach Pfingsten: Das Evangelium nach Europa und zum Volk des Abendlands. Kollekte. Profetia Jes. 51, 4—5. Psalm Ps. 47, 1—2. 7—10. Evangelium AG. 16, 9—34. Epistel Phil. 1, 1—11. — Fünfter Sonntag nach Pfingsten (Paulustag): Des Paulus Gefangenschaft und letztes Zeugnis. Kollekte. Profetia Ps. 118, 5—6. 8—9. 15—17. Psalm Ps. 119, 41—42. 45—46. Evangelium AG. 20, 17—38. Epistel AG. 28, 16—28. — Sechster Sonntag nach Pfingsten. Des Geistes Wort an die Gemeinden. Kollekte. Profetia Apok. 1, 9—20. Psalm Apok. 22, 12. Evangelium Apok. 2, 1—7. Epistel Apok. 2, 8—11. Johannistag (der Tag des Wüstenpredigers): Gottes Offenbarung in der Natur. Kollekte. Psalm 19, 1—6. 104, 1—5. 10—17. 24, 31—33. Profetia 1. Kön. 19, 1—16. 18. Mal. 4, 5—6. Evangelium Luk. 1, 5—20. 23. 57—80. Epistel Mark. 6, 30—34. 46. (Ein zweiter und ein dritter Jahrgang sind vorgesehen.)

Wer sich die Mühe macht, diese manchmal freilich etwas zu lang geratenen Bibelstellen aufzuschlagen und nach ihrem Gedankenzusammenhang zu überprüfen, wird schon aus dieser Probe erkennen, daß es sich bei diesem neuen Perikopensystem wirklich um einen höchst bedeutsamen Wurf handelt. Auch die reichliche Heranziehung des Alten Testamentes und die Verbindung verschiedener Bibelstellen aus dem nämlichen oder einem anderen Kapitel zu einem einheitlichen, dem praktischen Bedürfnis entsprechenden Ganzen darf sicherlich nur begrüßt werden. Profetia und Psalm sind vorangestellt und sollen das zentralstehende Evangelium vorbereiten, während die Epistel es weiter unterstreichen und entwickeln soll. Das Psalmwort kann auch gesungen werden oder kann zuweilen die Kollekte ersetzen. Einen großen Vorzug des Buches bilden sodann die Kollekten-Gebete, die, wie schon das oben angeführte Beispiel erkennen läßt, des Verfassers feines liturgisches Empfinden, seine warmherzige Gabe der Gebetsdichtung an den Tag legen.

Eines vermißt man freilich noch an dem Evangelienbuch: die großen liturgischen Hauptgebete für die einzelnen Kirchenzeiten. Doch hat der Verfasser ihre Ausarbeitung in möglichster Bälde in Aussicht gestellt. Sie sollen in Übereinstimmung mit den Bestrebungen Ottos vor allem anbetenden Charakter tragen, wollen aber ebenso wie die Kollekten nicht als bindende Norm, sondern nur als Muster und Beispiele aufgefaßt sein. Sind diese geliefert, so kann der von Otto angeregte Plan, dieses schwedische Evangelienbuch in deutscher Ausgabe erscheinen zu lassen, hoffentlich in die Tat umgesetzt werden, was sicherlich sehr zu begrüßen wäre, da durch dasselbe auch in Deutschland sowohl die einzelnen Pfarrer und

*) Folgt bereits diesem Artikel. D H

Gemeindeglieder als auch die ganze, immer stärker einsetzende liturgische Reformbewegung wertvolle Anregungen empfangen könnten. Zur Raumersparnis brauchten ja nur die Perikopen ausgedruckt zu werden, in welchen verschiedene Bibelstellen zu einem Ganzen erst zusammengefügt sind. Zu begrüßen wäre es wohl, wenn für jeden Sonntag auch ein geeigneter Hymnus aus dem religiösen Liederschatz alter und neuer Zeit angegeben würde. Wir Evangelische haben so viel kostbares Gut in unserer Bibel, in unserer geistlichen Dichtung und Musik, das für unsere Gottesdienste und für die Privaterbauung noch lange nicht genug verwertet ist*). Es ist Zeit, daß hier auch im großen Ganzen mehr geschieht. Die Gemeinden werden es uns sicherlich danken, und wenn auch ein neues wahrhaft evangelisches Perikopensystem und bessere Gebete und Hymnen noch nicht das Eine Notwendige für unsere Kirche darstellen, so kann sie doch auf diese Weise wenigstens eine gewisse Bereicherung und stärkere Anziehungskraft erlangen. Hierzu will auch Linderholms Evangelienbuch mithelfen.

Dinkelsbühl Theodor Reissinger

*) Man greife nach dem wunderschönen Buch: Der deutsche Psalter. Ein Jahrtausend geistlicher Dichtung, gesammelt von Will Vesper. Leipzig, H. Haessel 1923. 424 S.

Zum Problem einer christlichen Ethik

Stets sieht man mit Spannung dem Neuerscheinen einer christlichen Ethik entgegen; denn man hat das Gefühl, daß auf diesem Gebiet noch lange nicht das gesagt ist, was gesagt werden sollte. Und dabei handelt es sich doch um eine Frage, die auch den Laien innerlichst bewegt, um die Kernfrage des Lebens: Was sollen wir tun, weil wir Christen sind?

Nun hat kürzlich E. W. Mayer eine neue Ethik vorgelegt. (Töpelmann, Gießen 1922. 329 S.) Sie ist als Teilwerk der größeren Sammlung: „Theologie im Abriß“ erschienen und hat daher literarisch in erster Linie den Zweck, als kompendienhaftes Lehrbuch der Orientierung zu dienen. Man muß, um dem Werke gerecht zu werden, sich diesen Zweck vor Augen halten. Es konnten daher die Hauptprobleme der Ethik vielfach nur angedeutet und nicht ausgeführt werden, da offenbar der Umfang des Buches seine Grenzen haben sollte. Andrerseits überrascht das Werk durch die Fülle der historischen Tatsachen und durch die zahlreichen Literaturangaben, durch welche der wißbegierige Leser die Anregungen zu vertiefen in die Lage versetzt wird. So dankenswert der historische Überblick über das sittliche Bewußtsein der verschiedenen Völker und der Abriß der Geschichte der christlichen Ethik aufgenommen wird, dürfte sich doch die Frage erheben, ob eine solche Fülle von darin gebundener Arbeit sich lohnt; denn der Verfasser ist in solchen Fällen nur in der Lage, gröbste Umrisse zu geben und die Dinge nur anzureißen. Und es besteht die Gefahr, dadurch nur die Masse der Vielwissenden, aber Nichtsverstehenden zu mehren. Immerhin aber mag dieser historische Abriß zur Orientierung geeignet sein und zur Weiterarbeit anreizen, da auch hier für Literaturangaben gesorgt ist, die weiterhelfen.

Aber ein solches Werk macht Anspruch nicht allein auf pädagogische Nützlichkeitswertung, sondern auch auf prinzipielle Würdigung; zumal auf diesem Gebiet, wo die Grundprinzipien heute aufs neue in Frage gestellt und umstritten sind. Und man fühlt deutlich: der Verfasser wollte nicht nur ein kompendienhaftes Lehrbuch, sondern ein, wenn auch stark zusammengedrängtes, Ergebnis seiner Forscherarbeit während eines ganzen Gelehrtenlebens geben. Und da fällt auf ein starker Zug zum Praktisch-Konkreten. Der Verfasser will in seiner Ethik Fühlung gewinnen mit den Wirklichkeiten der Geschichte. Daher die Darstellung der Geschichte des sittlichen Bewußtseins, aus welcher von selbst die Eigenart des christlich sittlichen Bewußtseins erhellen soll; daher der für ein Kompendium erhebliche Raum, welcher der Beurteilung der Tugenden und sittlichen Gemeinschaften und Güter gewidmet wird, daher auch der Reichtum an konkreten Beispielen, die allerdings nicht immer den Stempel der Natürlichkeit tragen. Dagegen treten die Grenz- und Grundprobleme zurück, insbesondere fehlt eine scharfe Abgrenzung der spezifisch christlichen Ethik von der religiösen, und dieser wieder von der allgemeinen Ethik. Diese Probleme werden, ohne bis auf den Grund dringende, restlose Erörterung zu erfahren, nur gestreift. Das gibt dem Buch leider den Charakter des untiefen, schnellen Darüber-hinweg-Gleitens, woran allerdings der Raummangel schuld sein mag. Es bedürfte vielmehr in jeder christlichen Ethik einer gründlichen Erörterung der Grundpfeiler, auf denen sie erbaut ist, und des Verhältnisses, in dem diese Grundpfeiler zueinander stehen: nämlich des Konkretums der geschichtlich gegebenen Wirklichkeit und des Konkretums der christlichen Religion. Sie muß gerecht werden können der Wirklichkeit überhaupt und der christlichen Wirklichkeit. Daher sind es zwei Quellen, aus denen die christliche Ethik gespeist wird und ihre Normen nimmt: das Wesen der objektiven Werte und das Wesen des uns in der christlichen Offenbarung gegebenen Heiligen.

Auch Mayer fühlt, daß bei einer christlichen Ethik von zwei Gesichtspunkten her Wertungen vollzogen werden müssen. Er fragt: Was ist das Eigenartige der sittlichen Norm im Unterschied von anderen Normen? und antwortet: Das Eigenartige ließe sich nur der Form nach bestimmen, nämlich daß sie „verpflichte ohne Rücksicht auf eine empirische Autorität“, d. h. sie weiß sich autonom; ferner daß sie „erfüllt sein will ohne Rücksicht auf die Erfahrung, ob dem Erfüllenden daraus Lust oder Unlust, Vorteil oder Nachteil, Nutzen oder Schaden erwächst“. Damit ist der Anschluß an die Reihe derjenigen Moralphilosophen vollzogen, welche auf apriorisch-intuitivem Wege die Moral zu begründen unternehmen, vor allem an Kant und Herrmann. Andrerseits aber glaubt Mayer dabei nicht stehen bleiben zu können. Das Sittliche muß auch konkret inhaltlich faßbar sein. Und er bestimmt seinen Inhalt als das Bestreben zur „Erhaltung und Förderung des menschlichen Lebens“, wobei es nur darauf ankomme, welchen „Umkreis“ dieses Leben einnimmt und welche Lebensformen als oberster Wert erstrebt würden. Es sei hier gleich gesagt, daß dieser Inhalt auf eine Methode gewonnen wurde, die auch in der Religionsphilosophie vielfach angewandt wird, um das Wesen der Religion zu bestimmen. Man fragt: Was haben sämtliche geschichtliche Erscheinungen der Moralität Gemeinsames an Zweckinhalt? und das Resultat krankt dann an derselben Schwäche wie das auf dieselbe Methode gewonnene in der Religionsphilosophie: es ist zu farblos und allgemein, um Charakter zu haben. Das Wesen der Moral wie der Religion läßt sich nicht aus der Mannigfaltigkeit der geschichtlichen Erscheinungen abstrahieren, sondern nur an einzelnen konkreten Beispielen demonstrieren. So ist auch die ethische Inhaltsbestimmung Mayers farblos und außerdem fraglich in ihrer sachlichen Richtigkeit. Ferner würde dann alle Moral inhaltlich durch das bestimmt, was bei ihrer formalen Bestimmung strikte abgelehnt wurde: durch die empirische Tatsache des „Lebens“. Die Moral diente einem außerhalb ihrer liegenden Zweck, „der Lebenserhaltung und Lebensförderung“, wäre also ein Deckmantel für den vitalistischen Trieb des Menschen, für seinen stärksten Naturtrieb. Und es geschieht so in der Ethik Mayers dasjenige, was J. St. Mill der Ethik Kants mit Recht zum Vorwurf macht: sie lehne anfangs jede Abhängigkeit des Sittlichen vom Empirischen energisch ab und spiele sich als rein innerliche, völlig unabhängige Gesinnungsethik auf, während sie später doch den eudämonistischen Zweck der eigenen Glückseligkeit einschmuggle. Und auch bei Mayer klaffen so Form und Inhalt der Ethik auseinander: trotz der starken Betonung der autonom-formalen Form der Ethik trägt sie als Ganzes doch einen stark eudämonistisch-vitalistischen Charakter, auch in ihrer spezifisch christlichen Ausprägung, von der jetzt die Rede sein soll.

Nach Mayer ist jede Moral in ihrer Entstehung aus der Religion herausgewachsen. Sie könne zwar später diese ihre „schützende Rinde“ ablegen und sich als religionslos gebärden, das ändere aber nichts daran, daß ihre Normen erst infolge einer überirdischen Sanktion zu Normen wurden. Ohne sich hier auf diesen Punkt ausführlich einzulassen, muß man diese Art der Entstehung der sittlichen Normen doch bestreiten. Ursprünglich — ich rede nicht vom Bewußtsein der Naturvölker, von dem man bekanntlich wenig weiß, sondern vom ursprünglichen Bewußtsein in psychologischer Hinsicht — ursprünglich sind moralisches und religiöses Bewußtsein völlig getrennte Wesenheiten, die in Beziehung zueinander treten können, auch häufig einander durchdringen, aber sich, auch in ihrem Ursprung, nicht durchdringen müssen. Eine völlig religionslose Moral ist daher nicht nur denkbar, sondern auch wirklich, d. h. eine Moral, die von rein diesseitigen Zwecken handelt und von ihnen ihre Normen und Sanktionen nimmt. Die Moral ist freilich abhängig von einer bestimmten Metaphysik, nicht aber von einer Religion. Wenn nun nach Mayer die moralischen Normen aus der Religion hervorwachsen, so die christlich-moralischen aus der christlichen Religion, d. h. aus einem voluntaristisch-spiritualistisch-metaphysischen Bewußtsein. Mayer drückt aber das Wesen der christlichen Frömmigkeit noch genauer aus: es ist das Vertrauen auf Gott und zu seiner Weltordnung. Ja er sagt: soweit sei die christliche Religion christlich, soweit sie Gottvertrauen sei — Vertrauen auf den Gott, der das Wohl aller Menschen und die Vollentfaltung der bewußten Persönlichkeit wolle und den Lebenserfolg verbürge. Damit erweise sich das Christentum als die höchste Religion und die aus ihr hervorgehende Moral als die höchste Moral. Es ergebe sich danach als höchster Zweck des christlichen Handelns das höchste Wohl der Menschen, die vollendete Persönlichkeit und die Erlangung des Lebenserfolgs. Das sind Ritschlsche Gedanken von der Selbstbehauptung der Persönlichkeit und Erfüllung ihres besonderen Lebenszweckes innerhalb der Welt auf Grund des Gottvertrauens; stark diesseits orientiert wie diese, aber ebenso einseitig. Genau dieselben inhaltlichen moralischen Zwecke, nur unter Beiseitesetzung des Gottvertrauens, vertritt J. St. Mill, der klassische Utilitarist. Und somit darf man behaupten, daß man unter den angegebenen sittlichen Normen bei Mayer vergeblich das spezifisch Christliche sucht. Sie sind eudämonistisch und vitalistisch orientiert. Das Leben und die Be-

hauptung des Lebens ist der höchste Zweck, wobei „Leben“ ein allgemeiner Begriff ist, unter dem man Alles verstehen kann. Und somit dient Gott dem Leben, nicht das Leben Gott; Gott dient dem Menschen, nicht der Mensch Gott. Das ist eine anthroprozentrische, nicht theozenrische Ethik. Ich bin freilich der Ansicht, daß auch das Wohl der Menschen und die Selbstbehauptung der Persönlichkeit eine bedeutsame Rolle in der Zweckreihe christlichen Handelns einnehmen; aber es fragt sich: Wie kommt es dazu, daß diese utilitarisch-idealistischen Zwecke — und das sind sie doch zweifellos — christlich-religiöse werden? Damit würde eine christliche Ethik viel problematischer werden, als die Mayers ist, aber auch viel christlicher.

So sind die Zwecke christlicher Lebenshaltung, die uns gezeigt werden, nicht ausgesprochen christlicher Natur. Ebensowenig ist es die Form christlich-sittlichen Handelns als Gehorsam gegen das unbedingte Sittengebot in reinster Autonomie, die ihren Nomos in der Gesinnung hat. Gewiß ist nun das Ethos Jesu neben andern wichtigen Momenten auch aus der Gesinnung zu verstehen. Aber das ist die wichtigste Frage: Welcher Art ist die Gesinnung, wie Jesus sie predigt? Wie unterscheidet sie sich von dem, was Kant „Gesinnung“ nennt, oder was man gemeiniglich darunter versteht? Mit „Liebesgesinnung“ ist noch nicht viel erklärt, es gibt verschiedene Arten von Liebe, sowohl nach Ursprung, wie nach Wesen. Es ist doch so, daß die christliche Gesinnung einen ganz bestimmten spezifisch christlichen Inhalt hat, den eine christliche Ethik aufzeigen und das Mißverständnis beseitigen muß, als ob Jesus und Kant dasselbe meinten. Es bedürfte einer prinzipiellen Erörterung des Verhältnisses von Gesinnung und christlichem Lebensinhalt, von Gesinnung überhaupt und speziell christlicher Gesinnung, einer Erörterung der Genesis der Gesinnung. Denn sie ist verschieden je nach der metaphysischen Gesamtorientierung des Handelnden; auf keinen Fall aber ist etwas über die Besonderheit einer Moral ausgesagt, wenn man sie als Gesinnungsmoral darstellt. So entbehrt auch von dieser Seite Mayers Ethik zwar nicht des idealistischen, wohl aber des spezifisch-christlichen Charakters.

Historisch betrachtet, ist Mayers Ethik, unter Ablehnung von Schleiermachers deskriptiver Methode, eine Kreuzung von Kant-Herrmannschen Elementen mit ihrer Betonung des Persönlichkeitscharakters, der formalen Strenge und der autonomen Gesinnungsmäßigkeit des Handelns einerseits und von Ritschlschen Elementen mit ihrer Betonung des Gottvertrauens und der Behauptung der Persönlichkeit gegenüber der Welt in den Formen des Berufes andrerseits. Kant gibt die Form, Ritschl den Inhalt; doch wirkt Ritschl stärker bestimmend, während Kant nur so eingesprengt und die autonome Entscheidung besonders da angerufen wird, wo Konfliktsfälle es erfordern, aber vielfach zu früh, d. h. ohne die sachlichen Möglichkeiten der Entscheidung vorher erschöpft zu haben. Und diese beiden Elemente, Kant und Ritschl, stehen nebeneinander, ohne verbunden zu sein, ohne daß vor allem das Wesen der Gesinnung vom christlich-sittlichen Zweck abzuleiten unternommen worden wäre. Die Ethik würde dann einen geschlossenen und damit befriedigenderen Charakter tragen.

Die eben besprochenen Mängel: 1. die Unterlassung der Herausarbeitung des spezifisch christlichen Grundes und Zieles der Ethik, 2. die Unterlassung der scharfen Erfassung des Einflusses dieses Zweckes auf die Gesinnung, und des Aufzeigens des Überganges von der Vorstellung des christlichen höchsten Gutes auf die Gesinnung, prägen sich in dem dritten Teil, der speziellen Ethik, auf das schärfste aus. Das Christlich-Religiöse ist nahezu verschwunden. Die Tugenden werden nach ihrem allgemeinen moralischen Wesen besprochen, wobei als Kriterium das aristotelische Mittelmaß eine wichtige Beurteilungsnorm darstellt. Nicht zu viel und nicht zu wenig! Nach keiner Seite übertrieben! So erhält die Ethik ein bürgerlich-durchschnittliches Kolorit. Bei der Tugend der Tapferkeit als vitaler Tugend ist nicht erkannt, daß sie grundsätzlich zum christlichen Ethos in Spannung steht und umgekehrt die Demut zum vitalen Lebens- und Geltungsdrang. Und die „Formen menschlicher Tätigkeit“ und „menschlicher Gemeinschaften“ erfahren ihre Darstellung lediglich aus sich, ihrem Eigenwert und Eigenwesen; und nur angehängt erscheint die Frage: inwiefern sie direkt oder indirekt dem Reich Gottes nützen. Eine Frage, die gar nicht beantwortet werden kann, weil das Reich Gottes selbst, d. h. der spezifisch christliche Zweck, in seinem Wesen noch nicht feststeht, vielmehr erst im allerletzten Paragraphen und da sehr kurz besprochen wird, nach welchem Begriff doch die ganze Ethik orientiert sein sollte. Und wo derartige Lebensformen, wie Familie und Staat, dem Reiche Gottes direkt nützen, erscheint das Reich Gottes in der Form der empirischen Kirche oder der Inneren Mission; aber daß diese letzteren Gemeinschaften sich mit dem Begriff des Reiches Gottes nicht decken, weiß der Verfasser ganz gewiß selbst. Und hier zeigt sich ein dritter Mangel der Mayerschen Ethik: es fehlt eine Erörterung des Wesens der Weltwerte überhaupt und eine Beantwortung der Frage, inwiefern diese religiöse Würdigung verdienen und inwiefern nicht. Es ist nicht mit der äußerlich utilitarischen Feststellung getan, daß sie dem Reiche Gottes direkt oder indirekt „nützen“; es muß auch ihr eigener Ursprung, ihr inneres Verhältnis zum Reiche Gottes, es müssen die religiösen Sättigungen berücksichtigt werden, für die sie sich eignen oder nicht eignen. Infolgedessen verläuft die Darstellung zu glatt und reibungslos, als daß sie für eine christliche Ethik glaubhaft wäre. Es rächt sich hier, was in der Prinzipienlehre versäumt wurde: 1. die Feststellung des spezifisch Christlichen in der Moral, 2. die Auseinandersetzung und schließliche Verknüpfung von Gesinnung und höchstem Wert im Sinne des Christentums und 3. die Erörterung, inwiefern Kulturwerte innerhalb einer christlichen Ethik Platz und Sinn haben. Infolge Vernachlässigung dieser Prinzipienfragen erhält die ganze Ethik einen zwar abgerundeten, aber unchristlichen, vitalistisch-utilaristischen Charakter.

Ich habe hier selbst nicht Lösungen gegeben — das hieße eine eigene Ethik entwickeln — sondern nur Probleme an Hand eines Werkes aufgerollt, das, was Fleiß, Sorgfalt und Kenntnisse betrifft, die höchste Achtung verdient. Es sind Probleme, die heute viel erörtert werden. Ihre Lösung hängt davon ab, ob es gelingt, eine Ethik zu schaffen, welche scharf das spezifisch Christliche herausarbeitet, an ihm den gesamten menschlich-irdischen Lebensbereich beurteilt und ihn dazu in Beziehung setzt — eine Ethik, welche Gott und Welt gerecht wird. Eine solche würden wir heute brauchen.

Marburg Georg Wünsch

Kirchliche Finanzpolitik

Durch alle Blätter gehen die Klagen über die Notlage der Pfarrer in Sachsen und Braunschweig, verbunden mit der Anklage gegen die dortigen Regierungen, die die in § 173 der Reichsverfassung vorgesehenen Leistungen an die Kirche nach dem Nennwert statt nach dem Sachwerte bemäßen. Nun ist ja in dieser Sache der DEKA beim Reichsminister des Innern vorstellig geworden, und dieser hat bereits die Regierungen ermahnt, den Kirchen das Ihrige zukommen zu lassen. Aber damit, daß hier der Staat eine Pflicht gegen die Kirche nicht erfüllt hat, ist die Sache doch nicht erledigt. Mußten darum die Geistlichen hungern, die Unterstützung der Holländer und Schweden erbitten, in Kontoren und Bergwerken arbeiten? Was haben denn die Kirchenregierungen getan, um der Notlage der Pfarrer abzuhelfen? Und wie soll es werden, wenn die Kirche ganz auf eignen Füßen stehen muß? Es liegen hier entschieden Versäumnisse vor. Denn die Notlage betrifft nur einen Teil der Geistlichen in jenen Ländern, und es gibt Landeskirchen, die von ihren Regierungen nicht anders behandelt werden als Sachsen und Braunschweig, und doch von den Geistlichen eine solche Not fernhalten konnten. Über Thüringen hat Rudolf Herrmann in Nr. 3/4 berichtet. In Anhalt ist es möglich gewesen, den Geistlichen die ihnen nach dem Gehaltsgesetz zustehenden Sätze der Gruppen 10—12 unverkürzt und mit geringen Verzögerungen zukommen zu lassen: Jetzt konnten sogar die 942 % Teuerungszuschlag schon in der ersten Hälfte des März mit sämtlichen Nachzahlungen ausgezahlt werden. Die Kirchen müssen zunächst zentralisieren. Das Pfründenwesen ist weder vom sozialen Standpunkt noch aus praktischen Gründen zu halten. Jetzt hat der sächsische Landeskirchenrat der Synode auch eine Vorlage über Zahlung sämtlicher Pfarreinkünfte an die Landeskirchenkasse zugehen lassen. Warum so spät? In Anhalt hat man damit 1882 begonnen. Braunschweig besitzt 20 000 Morgen Pfarracker bei 240 Geistlichen. Bei einigermaßen rationeller Ausnutzung des Grundbesitzes muß davon fast der ganze Betrag des Gehalts nach Gruppe 10 zu beschaffen sein. Die Kirchen können freilich vom Grundbesitz allein — Kapitalzinsen kommen ja jetzt nicht mehr in Betracht — nicht alle ihre Bedürfnisse decken. Sie brauchen Steuern; aber auch die genügen nicht, da sie erst vom Einkommen einer vergangenen Periode erhoben werden und durch die Geldentwertung auf einen Bruchteil des ursprünglich angenommenen Wertes reduziert werden. Da war es Pflicht der Landeskirchen, durch Anleihen das nötige Kapital zu beschaffen. Der sächsische Kultusminister hat behauptet, daß der Staat der Kirche das nötige Geld zu billigem Zinsfuße zur Verfügung gestellt hätte. Aber auch wenn das nicht ausgereicht hätte, gab es doch noch andere Wege, Geld zu beschaffen, es mußte nur rechtzeitig geschehen, nicht erst jetzt, wo Sachsen eine Anleihe von einer Milliarde — jetzt nicht mehr viel Geld — aufnehmen will. Anhalt hat, um allen Anforderungen gerecht werden zu können und zugleich einen Betriebsfonds zur Verfügung zu haben, jetzt eine Roggenanleihe von 10 000 Zentnern aufgelegt. Die Kirche wird bald auf eigenen Füßen stehen müssen. Sie sollte schon jetzt sich so viel wie möglich von den Staatszuschüssen unabhängig machen; das gilt auch den Landeskirchen, die jetzt noch reichliche Staatszuweisungen erhalten. Wird nur eine richtige Finanzpolitik befolgt und mit veralteten, säumigen Methoden gebrochen, dann kann die Kirche auch unter den jetzigen schwierigen Verhältnissen ihren finanziellen Aufgaben gerecht werden.

Schackstedt Ewald Stier

Vom kirchlichen Verfall in Sowjetrußland

Aus „Deutsch-Evangelisch in Finnland"

Wenn die griechisch-orthodoxe Kirche in ihren berufenen Vertretern vom wahren christlichen Geist durchdrungen und zu Opfern und Märtyrertum fähig gewesen wäre, hätte die Revolution ihr durch die Verfolgungen neue Kräfte zugeführt. Die Religiosität des russischen Volkes steht in ihrer tiefen Inbrunst außer Zweifel, aber sie ist passiv wie der ganze Volkscharakter und auf das Leiden eingestellt. Es hing von den Führern ab, ob aus der Revolution auf dem kirchlichen Gebiet eine Reformation erwüchse.

Die Bolschewiki haben ursprünglich die Geistlichkeit nicht mehr verfolgt als die übrige Bourgeoisie. Da waren die estnischen und lettischen Bolschewiki in diesem Punkte viel radikaler, indem sie in Wesenberg, Dorpat, Riga usw. vor allen Dingen die Geistlichen aller Konfessionen schlachteten. Offiziell wurde die Religion als solche nicht verfolgt, sondern nur für die Mitglieder der Kommunistenpartei verboten. Aber selbst in dieser kleinen Schar kamen immer wieder kirchliche Trauungen, Taufen, Einweihungen durch Geistliche usw. vor, was der Sowjetpresse vielfach Anlaß zu Klagen bot. Denn die Bolschewiki sahen mit Recht in der Kirche, mit der das Volk aufs engste verwachsen ist, die einzige starke geistige Macht, die dem atheistischen und rein materialistischen Bolschewismus Widerstand zu leisten vermochte.

Trotz allen Hasses gegen die Kirche und vorübergehender Verfolgungen einzelner religiöser Gruppen oder Priester wurde doch im allgemeinen die Kirche in Ruh gelassen. Offiziell waren die Kirchen und ihr Vermögen konfisziert und zur Nutznießung den Gruppen von Laien überlassen, die die einzelnen Gemeinden vertraten. Von Räubereien und Gewalttätigkeiten, die dem Anarchismus der Zeit entsprachen, ist hier natürlich nicht die Rede. Erst zu Beginn des Jahres 1922 eröffnete die Sowjetregierung den Feldzug gegen die Kirche unter dem Schein einer Enteignung der Kirchenschätze zum Besten der Hungernden. Wir wissen, wie ängstlich, ja vorsichtig sie an dieses Unternehmen ging. Die Handhabe war klug gewählt. Die russische Geistlichkeit wurde am schwächsten Punkt gefaßt, an ihrer Liebe zu Gold und Besitz, die vom Volk von jeher beanstandet worden war. Dagegen wurde die Not der Hungernden gestellt, für die die Sowjetregierung alles opfere.

Die Kirche hat unter dem Patriarchen Tichon wohl den Kampf aufgenommen, aber nicht geschlossen, nicht hingebend, nicht zum Angriff auf den Feind des Christentums übergehend. Hie und da kam es zu kleinen Volksansammlungen der dunkelsten Volksschichten, wobei es sich stets um Widerstand gegen die reale Fortnahme der Kirchenschätze handelte. War diese vollführt, fiel die Bewegung in sich zusammen. Kein weiterer Horizont, kein Kampf um die höheren Güter des Christentums. Die Kirche als Organisation, die das ganze Volk und alle Teile der Republik umfaßte, kam überhaupt nicht in Erscheinung. Mit leichter Mühe gelang es überall den Sowjetbehörden, die widerstrebenden höhern Geistlichen abzusetzen, vor Gericht zu stellen, zu verbannen, in einzelnen Ausnahmsfällen zum abschreckenden Beispiel hinrichten zu lassen. Und um diese Männer ist nicht einmal der geringfügige Kampf entbrannt, den die goldenen und silbernen Gerätschaften und Gewänder entfacht hatten. Diese Bischöfe und Oberpriester waren aber die natürlichen Führer im Kampfe der Kirche um ihre Existenz. Sie erwiesen sich als Führer ohne Heer. Das Heer war da, sie verstanden aber nicht, es zu rufen, es zu mobilisieren, wie man heute sagt. So wurde über Nacht die ganze Oberleitung der Kirche abgeschafft und durch die Männer der sogenannten „Lebenden Kirche" ersetzt.

Man hat zeitweise gehofft, daß die Lebendige Kirche den Kampf aufnehmen und es zu einer Reformation bringen werde. Manche „Kenner Rußlands" ließen sich durch tönende protestantische Phrasen dieser Geistlichen täuschen. Man vergaß, daß sie sich durch die Verbindung mit dem blutigen, gottfeindlichen Bolschewismus gelähmt und geschändet hatten. Ihnen stand, auch wenn sie zu rufen verstanden hätten, kein Heer mehr zur Verfügung. Sie beschleunigten nur den innern Verfall und die Verwesung der Kirche. Das starke religiöse Bedürfnis und Suchen des Volkes mußten unter diesen Umständen die Auflösung der alten Kirche gleichfalls fördern. Wenn in erregter Zeit bewährte Organisationen und Führer versagen, gewinnen Schwarmgeister, Sekten oder auch der Kommunismus mit seiner ans Altchristentum erinnernden Grundlehre leicht Boden.

Man konnte diesen Zersetzungsprozeß der mächtigen griechisch-orthodoxen Kirche Rußlands aus den hohnvollen Berichten der Sowjetpresse und aus dem Auftauchen immer neuer radikaler kirchlicher Bildungen herauslesen. Das Äußerste in dieser Richtung ist die sogenannte „Arbeitskirche", die sich ganz in den Dienst der Sowjetebehörden und besonders der Tscheka stellt*). Die unanständigen, frevelhaften und gotteslästerlichen „Weihnachtsfeiern" und andern „Kirchen"-feste der kommunistischen Jugendverbände beweisen, das der Kommunismus jetzt alle Scham abgelegt hat und mit dem breiten Grinsen des Siegers auf dem religiösen Gefühl des Volkes umhertrampelt.

*) Von dieser Freien Arbeitskirche in nächster Nr. D H

Von einzelnen hervorragenden Christen und Gottesstreitern abgesehen, ist die Schilderung dieser Entwicklung im allgemeinen leider richtig. Sie entspricht der Korruption und Versetzung der höhern Geistlichkeit des alten Rußland. Da herrschten Meineid und Bestechlichkeit (siehe die schamlosen Scheidungsprozesse), Geldgier und Machthunger; die Kirche war Werkzeug des Staates und nutzte zugleich alle Machtmittel des Staates rücksichtslos zu ihren Gunsten aus. Sie brauchte sich weder geistig noch materiell anzustrengen: daher auch die geringe Wohltätigkeit und Gemeindepflege. ...

Jetzt hat der Kampf aber auch die römisch-katholische Kirche erfaßt, welche die geforderten Gemeinderegistrierungen mit einem sich auf Rom stützenden „non possumus" ablehnt. Der Kommunismus aber gibt nicht nach, sondern hat in Petersburg — vielleicht auch schon anderweitig — alle katholischen Kirchen geschlossen. An aktiven Widerstand ist natürlich bei der geringen Zahl der dortigen Katholiken nicht zu denken.

Der evangelischen Kirche ist noch kein direkter Schlag versetzt worden. Bietet sich aber den Machthabern die Gelegenheit dazu, werden sie nicht säumen. Es soll mit der Religion überall aufgeräumt werden.

Es wird nichts unterlassen, um den Geistlichen aller Konfessionen das Leben zu erschweren. So ist ihnen eine viel höhere Miete auferlegt worden. Es ist diesen armen Hungerleidern wahrlich nicht einerlei, ob sie sechsmal mehr Miete für ihre vielleicht noch aus der alten Zeit überkommenen Wohnungen zu zahlen haben und monatlich 250—300 Millionen für die ach so kalten Räume auftreiben müssen. „Ein kleiner laufender Faden nassen Holzes kostet 100 Millionen" ...

Die Forderung, daß sich alle Gemeinden als Genossenschaften beim kommunistischen Kommissar registrieren lassen, zeigt die völlige Unterwerfung der Kirche unter den Staat.

Helsingfors C v Kügelgen

Ueber einige politische Werke

Vorbemerkung. Es sind die Werke, die uns zugegangen sind. Das mag eine Zufälligkeit bedeuten. Aber wie sollen wir die Auswahl treffen unter dieser Legion! Ein Gesamturteil über die Nachkriegsmemoiren-Literatur ist uns von berufener Seite zugesagt. Die folgenden sechs ersten Besprechungen sind von Einem Berichterstatter. D H

Betrachtungen zum Weltkrieg. Von Theobald v. Bethmann-Hollweg. Zweiter Teil. Berlin, Hobbing 1922. 280 S.

Dieser zweite Teil der „Betrachtungen" konnte von dem verstorbenen Reichskanzler nicht mehr ganz fertig gestellt werden; er ist jetzt von dem Sohne herausgegeben worden. Er ist in der feingeistigen Art und der gehobenen Sprache geschrieben, die schon den ersten Teil auszeichnete; vor allem auch in derselben überlegenen Ruhe, mit ausgleichender Gerechtigkeit und mit vornehmem Verzicht auf Polemik. Das Werk ist aber trotzdem eine Rechtfertigungsschrift; insbesondere erläutert Bethmann ausführlich seine Politik in der U-Bootfrage und in der Behandlung der Polen. Entscheidend war in diesen beiden Fragen, wie überhaupt während des ganzen Krieges, das Verhältnis der politischen Leitung zu der militärischen: die politische Leitung wollte nicht das, was schließlich geschah, aber der Wille der Generäle setzte sich durch, so wie er sich schon bei der Eröffnung des Krieges durchgesetzt hatte, als erklärt war, der militärische Grundplan, der den Durchmarsch durch Belgien zur Voraussetzung hatte, sei unabänderlich. Indem Bethmann diese These angenommen hatte, hatte er eigentlich auch schon das Schicksal seiner Kanzlerschaft festgelegt; denn aus dem Durchmarsch durch Belgien, der aus militärischen Gesichtspunkten unternommen wurde, der aber den Charakter des Krieges politisch bestimmte, folgte alles Weitere und folgte vor allem, daß die militärischen Gesichtspunkte auch in allen andern kritischen Momenten sich durchsetzten, seitdem nach der Marneschlacht als Parole das „Ziel der Selbstbehauptung" ausgegeben worden war. Trotz der Bereitschaft aber, sich schließlich den Wünschen der Generale zu fügen, hatte Bethmann, wie er feststellen muß, beständig mit den Bestrebungen der „Militärs" zu kämpfen, ihre Machtbefugnisse nach der politischen Seite hin zu erweitern und die Leistungen des „Zivils" herabzusetzen. Dies Streben steigerte sich unter Ludendorff so, daß der Reichskanzler nur noch das ausführende Organ der Beschlüsse der Obersten Heeresleitung geworden wäre, wogegen Bethmann sich natürlich wehrte. Er sagt darüber etwas spitz (S. 48): „Eine solche militärische Diktatur wäre für Deutschland heilsam nur gewesen, wenn sich der militärischen Tatkraft auch überlegene politische Weisheit zugesellt hätte." Man wird vielleicht sagen, daß Bethmann sich mit größerer Entschiedenheit hätte wehren müssen, um eine klare Entscheidung herbeizuführen; allein, wenn er es getan hätte, so wäre er schon

früher gestürzt worden, aber anders wäre es nicht geworden, das lag im System; man wird es daher begreiflich finden, daß sich Bethmann immer wieder entschloß, das Kreuz der Kanzlerschaft weiter zu tragen, um dem Reiche den Wechsel zu ersparen. Als dann der Wechsel doch kam, im Jahre 1917, als die leicht liberalisierende Politik Bethmanns die Oberste Heeresleitung so sehr gereizt hatte, daß sie die Kabinettsfrage stellte, ging der politischen Leitung auch noch der Rest der Selbständigkeit verloren, den ihr Bethmann noch bewahrt hatte. Die Darstellung dieses beständigen zerreibenden Konfliktzustandes zwischen Generalschaft und Kanzlertum ist der eigentliche Inhalt des Buches; es schildert diesen Konflikt mit großer Objektivität und bietet insofern einen besonders wertvollen Beitrag zu dem Verständnis der Dinge. — Vgl. 1920 Nr. 19 Sp. 295 ff.

Die Tragödie Deutschlands. Von einem Deutschen. München, Duncker u. Humblot, 1922. 460 S.

Das Buch trägt den Untertitel: „Im Banne des Machtgedankens bis zum Zusammenbruch des Reiches" und kennzeichnet damit schon den pazifistischen Grundton, den es vertritt. Es heißt S. 30 von der Vorkriegszeit: „Die Einsicht, daß der Krieg ein Verbrechen, eine biologische Rückfallserscheinung sei, daß Staatsmoral nicht andere Gesetze haben könne als Privatmoral, daß die Überwindung des Krieges eine Forderung und eine Möglichkeit der biologischen Entwicklung der Kulturmenschheit sei, war nur in kleinen Kreisen verbreitet." Da der Verfasser diese „Einsichten" seinem Werke zugrunde gelegt hat und ich selber diese Einsichten nicht habe und nicht haben kann, weil sie für mich nicht Einsichten sind, sondern nur Ansichten, die ich für falsch halte, so bin ich nicht berufen, über das Werk zu urteilen, denn es ist gewissermaßen in einer Sprache geschrieben, die ich nicht vollkommen verstehe. Was ich an dem Werke auszusetzen habe, hängt meistens mit dieser grundsätzlichen Einstellung zusammen: ich finde, daß diese grundsätzliche Einstellung den Verfasser veranlaßt hat, unserm Volke Vorwürfe zu machen, die es nicht verdient, weil das, was der Verfasser tadelt, nicht dem deutschen Volke allein eignet, sondern dem Menschen ganz allgemein.

Nun ist sich ja der Verfasser dieser Tatsache sehr wohl bewußt. Er sagt, die Weltkatastrophe sei ein Teil des Menschheitslebens, sie sei ein sichtbar gewordener Teil der großen menschlichen Tragödie, und um sie zu verstehen, müsse man sich außerhalb seiner deutschen Bewußtseinsregion begeben auf einen Aussichtspunkt, auf dem man nur Mensch sei, weil nur so die Betrachtung Ergebnisse zu zeitigen vermöge, die dem eigenen Volke in seiner Eigenschaft als verantwortlicher Teil der Menschheit von wirklichen Nutzen sein könne. Allein wenn er das wollte, dann hätte er nicht die Tragödie Deutschlands, sondern die Tragödie Europas oder der Menschheit schreiben müssen und hätte nicht so sehr, wie er es wirklich getan hat, Deutschland in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen stellen dürfen. Der Verfasser hat die Gefahr, die darin lag, selber wohl gemerkt. Er sagt (S. 54), es sei niemals bei ihm die Absicht vorwaltend gewesen, die Zustände im eigenen Lande härter kritisieren zu wollen als in andern Ländern, sondern er habe nur den Wunsch gehabt, durch eigene tiefere Erkenntnis deutscher Verhältnisse dem deutschen Volke zum Erkennen — von dem es noch so meilenweit entfernt sei — zu verhelfen. Er verspricht, daß die Parallele zu anderen Völkern gezogen werden solle; und das geschieht dann auch. Allein der Hauptteil des Tadels fällt doch immer auf unser Volk, und dieser Tadel ist durchaus nicht immer gerecht. Er ist, das sei anerkannt, oft sehr gerecht. Die schwere Schuld der Alldeutschen an der Entstehung chauvinistischer Überheblichkeit, an der Erzeugung einer manchmal frivol anmutenden Kriegsstimmung, an der Erweckung annexionistischer Begehrlichkeit wird gebührend hervorgehoben; es wird die Gefahr des Übergreifens rein militärischen Denkens auf die anderen Gebiete des Lebens, namentlich auch auf das Gebiet der Politik, also das, was das eigentliche Wesen des Militarismus darstellt, in eindringlichster Weise zur Anschauung gebracht; es werden in schonungsloser, aber die Wahrheit schließlich doch nicht vergewaltigender Weise die unglückseligen Folgen des persönlichen Eingreifens Kaiser Wilhelms II. in die großen Angelegenheiten der Politik aufgedeckt, die schweren Fehler unserer Bündnispolitik, die Irrtümer auch unserer Kriegsführung, das Verfehlte des U-Boot-Krieges, die Irreführung der öffentlichen Meinung während des Krieges durch die Einwirkung des Kriegspresseamtes, die Ratlosigkeit der politischen Oberleitung, die schließlich zur Folge hatte, daß Ludendorff alle Entscheidungen an sich riß, — kurz die innere Brüchigkeit unseres ganzen Staatswesens, das sich der ungeheuren Belastungsprobe durch den Weltkrieg nicht gewachsen zeigte: das alles ist richtig gesehen und wird in starker, eindringlicher Sprache dargestellt. Aber, um zu zeigen, daß es sich bei unserm Sturze um eine Tragödie handele, wie es wirklich der Fall ist, hätte doch auch das Große, das unser Volk im Frieden wie im Kriege in seinem Tun wie in seinem Leiden offenbarte, gehörig ins Licht gesetzt werden müssen. Das ist leider nicht geschehen. Die sehr breite Darstellung des Kleinen und Unvollkommenen, des Unzulänglichen, der Schwächen und Menschlichkeiten, kurz alles dessen, worin sich eben keine Größe zeigte, überwiegt, — ist Größe aber etwa gar nicht vorhanden gewesen? Hätte das deutsche Volk diese Leistung, vier Jahre hindurch der ganzen Welt zu widerstehen, schaffen können, wenn nicht eben doch Kräfte in ihm lebendig gewesen wären, die Bewunderung verdienen, die diese Bewunderung auch wirklich verdient haben? Gewiß, unser Schild ist nicht fleckenlos, aber es darf nicht nur immer auf die Flecken hingedeutet werden; er ist auch stark und glänzend gewesen und wenn er jetzt auch zerhauen und zerbeult am Boden liegt, wir dürfen doch stolz darauf sein, daß wir ihn und wie wir ihn getragen haben.

Das Buch von der Tragödie Deutschlands muß gelesen werden. Es ist eine starke und gewiß heilsame Mahnung zur Selbstkritik, aber eine vollkommen treue Spiegelung unseres Wesens und unserer Vergangenheit ist es nicht.

Wie es wirklich war. Von Captain Peter Wright. Verlag für Kulturpolitik, München 1922.

Wright war während des Krieges Dolmetscher und zweiter Sekretär im Obersten Kriegsrat und dann in der Exekutiven Kriegsleitung zu Versailles, hatte als solcher Gelegenheit die Protokolle einzusehen und die entscheidenden Debatten der höchsten politischen und militärischen Instanzen zu hören, und die Dinge zu sehen, wie sie wirklich waren.

Für uns Deutsche ist besonders das von Wert, was er über die Tüchtigkeit unserer Soldaten und Offiziere sagt. Seine Darstellung zeigt in eindrucksvoller Weise, wie nahe wir am 25. März 1918 dem Erfolge waren: der Einnahme von Amiens, der Abdrängung der Engländer nach dem Meere zu, der Franzosen nach Paris, wie das Schicksal der Entente damals doch nur an einem Haare hing, und wie dann die Ernennung Fochs zum Obersten Feldherrn der Alliierten zum Wendepunkt wurde. Wright ist ein großer Bewunderer von Foch, während die andern französischen und englischen Kriegsgrößen, unter den letzteren namentlich Douglas Haig, in seiner Schilderung sehr stark zusammenschrumpfen. Wir lesen am Schlusse: „So fand Foch im Augenblick, da ihm die Möglichkeit dazu gegeben wurde, aus sich heraus das Mittel, um in elfter Stunde die Fehler und Irrtümer Anderer wieder gut zu machen und sein Land zu retten. Wie 1914 hing auch hier das Schicksal der Welt in der Schwebe, und Foch warf, ohne zu zögern, das Gewicht eines unbeugsamen Willens in die Wagschale." Das ist gewiß richtig, aber Wright übertreibt die Bedeutung dieses „unbeugsamen Willens". Er vergißt bei der Einschätzung von Fochs Verdiensten, daß gleichzeitig auf Seite der Entente die amerikanische Hilfe wirksam wurde, daß unsere Reserven fast erschöpft waren, daß der Nachschub, der noch kam, durch die zersetzende Propaganda der Unabhängigen demoralisiert war, und daß das, was unsern Fronttruppen durch die Angriffe der täglich wachsenden Übermacht zugemutet wurde, über Menschenkraft ging. Durch alle diese Momente muß das von Wright gezeichnete Bild korrigiert werden.

Meine Erinnerungen aus Ostafrika. Von Lettow-Vorbeck. Leipzig, Köhler, 1921 Jubiläumsausgabe. 317 S.

Das Buch schildert die heldenmütigen Kämpfe unserer kleinen Schutztruppe gegen mehr als hundertfache Übermacht. Die Kämpfe mußten beendet werden, weil in der Heimat der Zusammenbruch erfolgt und weil im Waffenstillstand die Räumung der deutschen Kolonien ausbedungen war, aber die Truppe selber war unbesiegt geblieben, hätte noch weiter kämpfen können und auch wollen, wenn es das neidische Schicksal nicht verwehrt hätte. Man kann das Buch nicht lesen ohne steigende Bewunderung für den Mann, der die Seele dieser jahrelangen Kämpfe war, der es verstand, seine eigene unbeugsame Energie und seinen Soldatenstolz auch seiner Truppe, den Weißen wie den Schwarzen, mitzuteilen, der auch in den schwierigsten Lagen nicht verzagte, immer wieder ein Auskunftsmittel fand und der durch seine Ausdauer, seinen Mut auch dem Gegner Achtung abzwang. Die Taten, von denen dieses Buch Zeugnis ablegt, sind ein leuchtendes Beispiel deutschen Mannesmutes und Pflichtbewußtseins. Es sollte in keiner Familie fehlen.

Dreibund und Dreiverband. Von Rudolf Kjellén. München, Dunker und Humblot, 1921. 138 S.

Der rühmlich bekannte Verfasser behandelt sein Thema, die diplomatische Vorgeschichte des Weltkrieges, mit der ruhigen Objektivität des Naturforschers. Er sagt selber, er habe „die langsame Veränderung der Atmosphäre vor dem Ausbruch des Sturmes" kennzeichnen wollen. Seine Darstellung, die mit der europäischen Lage im Jahre 1871 anhebt, zeigt in der Tat, daß es sich bei dem Weltkriege um eine schicksalsmäßige Verkettung handelt, die es ganz unmöglich macht, von einer eigentlichen „Schuld" oder gar von der Alleinschuld dieser oder jener Macht zu sprechen. Jedenfalls erklärt sich Kjellén gegen die Versuche, die Schuldfrage aus den Akten des Kriegsausbruches allein beantworten zu wollen. Diese Akten legen, wie er sehr richtig sagt, lediglich Zeugnis von der größeren oder geringeren Fingerfertigkeit der einzelnen Staatsmänner ab. „Die Haupthelden befanden sich schon in ihren Lagern, es handelte

sich (bei dem eigentlichen Ausbruch) nur noch um ihren Aufmarsch zum Kampf mit entsprechenden Gesten und Feldgeschrei." Wer am geschicktesten Gesten und Feldgeschrei zu wählen wußte, so daß auf den Andern der böse Vorwurf fallen mußte, daß er „angefangen" habe, das festzustellen, sagt Kjellén, sei nur ein rein äußerlich-historisches Problem. Er will das Problem politisch fassen, er will deshalb dem Grunde jener Lagerbildungen und dem Motive der einzelnen Helden nachgehen, er will die Aufgabe, zum Verstehen zu gelangen, auf genetischem Wege lösen.

Kjellén hat sie gelöst und in einer bewundernswerten Weise. Sein Schlußurteil, das für uns Deutsche von besonderem Werte ist, weil es eben von einem Neutralen und zwar von einem Neutralen von unbestreitbarem Gewicht ausgeht, lautet: „Auch wenn sich nachweisen ließe, daß Deutschland im Jahre 1914 den ersten Schlag führte, so befand es sich damals in einer Zwangslage, in der, nach Lloyd Georges Autorität, ein Frieden um jeden Preis eine Erniedrigung gewesen wäre. Die Gegner hatten ihm keine andere annehmbare und ehrenvolle Wahl gelassen ..."

Es sei gestattet, diesem Satze, der das Ergebnis der ganzen Untersuchung zusammenfaßt, noch die folgende Schlußbemerkung hinzuzufügen, die den Lesern der Christlichen Welt sagen wird, ob sie Kjelléns Buch lesen sollen: „Der Krieg war kaum geendet, als die diplomatische Maskerade von neuem begann. Die Sieger taten in Versailles die weiße Maske der Unschuld vor ihr Antlitz, während sie Deutschland die schwarze Maske der Schuld aufzwangen. Der Gerichtshof der Weltgeschichte arbeitet langsam und gerecht; vor ihm ist das Verfahren jetzt anhängig und noch keineswegs abgeschlossen; aber soviel sehen wir schon jetzt, daß es die Richter von Versailles sind, die dort auf der Anklagebank sitzen."

Der Tote von Madeira. Von Karl Freiherrn von Werkmann, „letztem Sekretär des Kaisers und Königs Karl". München, Verlag für Kulturpolitik 1923.

Der Titel des Buches, der etwas nach Sensation schmeckt, erweckt nicht ganz günstiges Vorurteil, das aber durch den Inhalt widerlegt wird. Allerdings, das Buch ist eine Verteidigungsschrift, ist auch ein Bekenntnis der Anhänglichkeit und Treue, es kann also nicht ganz objektiv sein; das Buch ist als Geschichtsquelle auch insofern etwas beeinträchtigt, als der Verfasser, wie er selbst sagt, in das eigentliche Geheimnis des Restaurationsplanes Kaiser Karls von dem Augenblick an nicht mehr voll eingeweiht wurde, in dem er sich als ein Gegner des Versuches der Rückkehr bekannt hatte, weil er eben die Aussichtslosigkeit einsah. Trotzdem stellt das Buch aber doch eine erhebliche Bereicherung der Memoiren-Literatur dar: es bietet eine Anzahl von wertvollen dokumentarischen Neuheiten und es bietet vor allem eine Schilderung der letzten Tage des Hauses Habsburg, die unsere Kenntnisse vertieft und durch eine Fülle von Einzelzügen anschaulicher macht. Was den eigentlichen Helden des Buches, den Kaiser Karl betrifft, so erscheint sein Bild auch in dieser so wohlwollenden Zeichnung nicht wesentlich anders, als es sich unter dem Eindruck der vorbeihuschenden Tagesereignisse formte: die Züge der Unerfahrenheit, der Unbesonnenheit, auch der Unaufrichtigkeit herrschen vor. Daß Karl in dem Manifest vom 11. November 1918 auf seine kaiserliche Würde verzichtete und diesen Verzicht in seiner Erklärung vom 24. März 1919 wieder zurücknahm, daß er der Schweizer Bundesregierung versprach, ihr politisch keine Ungelegenheiten zu machen, und es dann doch tat, daß er noch am 13. Oktober 1921 vormittags dem Bundesrat Motta auf dessen Anfrage antworten läßt, an den Gerüchten über einen zweiten Rückkehrversuch sei kein wahres Wort, und daß er nur wenige Stunden später den endgültigen Entschluß zu dem abenteuerlichen Fluge nach Ungarn faßte, das entspricht genau seinem Verhalten in der Prinz-Sixtus-Sache und bedeutet einen Makel, von dem ihn auch die beredte Fürsprache Werkmanns nicht völlig befreien kann. — Es war gewiß ein unglückseliges Erbe, das Kaiser Karl im November 1916 übernahm; ein guter Ausgang war eigentlich vom ersten Tage seiner Regierung an ausgeschlossen; aber daß der Ausgang ein so kläglicher war, wie er sich durch die Verbannung nach Madeira gestaltete, das wäre nicht nötig gewesen, wenn der Kaiser weniger geneigt gewesen wäre, das zu glauben, was er wünschte, wenn er nicht bei seinem ersten Versuch der Rückkehr dem Reichsverweser Horthy und bei seinem zweiten Versuch dessen Gegnern zu sehr vertraut hätte, wenn er nicht bei beiden Versuchen gewissen Zusicherungen von Frankreich her blind gefolgt wäre, die sich nachher als völlig eitel erwiesen, wenn er mit einem Worte weniger Gefühlsmensch und mehr Staatsmann gewesen wäre. Das Schicksal Karls IV. hat etwas von Königs-Tragik an sich und erinnert ein wenig an Shakespeares Richard II.: dasselbe Vertrauen bei Karl wie bei Richard auf die besondere Weihe, die die Krönung verliehen habe, derselbe Glaube an die magische Wirkung des königlichen Namens und — dasselbe Scheitern an dem harten Felsen der Wirklichkeiten.

Frankfurt a. M. Richard Schwemer

Die Ära Bülow. Eine historisch-politische Studie. Von Johannes Haller. Stuttgart und Berlin, Cotta 1922. 152 S.

Dies Buch ist, soviel ich weiß, das erste, das auf Grund des uns vorliegenden Aktenmaterials den Nachweis zu erbringen unternimmt, daß der stärkste Fehler unsrer Politik vor dem Kriege unsere Flottenrüstung war, die England unsern Gegnern Frankreich und Rußland zutrieb. Darüber hinaus aber zeigt es, daß im Wesentlichen die Politik des Fürsten Bülow die Konstellation der Mächte gegen uns zuwegebrachte, der wir im Kriege erlegen sind. Niemand wird zweifeln, daß der Krieg einen andern Ausgang genommen hätte, vielleicht überhaupt nicht zustande gekommen wäre, wenn nicht England auf die Seite von Frankreich und Rußland trat. Nie hätte Rußland trotz alles Zutrauens auf die eigene Kriegstüchtigkeit in den entscheidenden Julitagen 1914 die Dinge so auf die Spitze getrieben, daß die Katastrophe so gut wie unvermeidlich wurde, wenn es nicht bestimmt auf die Hilfe Englands rechnete. Der französische Botschafter in London, Cambon hat selbst darüber berichtet, wie entscheidend er seine Bemühungen auffaßte, den in den letzten Vortriegstagen schwankenden Grey zu einer bestimmten Stellungnahme gegen Deutschland und Österreich zu drängen. Schon die eine Überlegung, daß uns, nachdem Rußland uns im Kriegsfalle die Getreideeinfuhr zu Lande sperren würde, England auch noch den Handelsweg über See verlegen und uns so zum Aushungern bringen würde, hätte genügen müssen, unter allen Umständen eine Frontstellung gegen diese beiden Mächte zu vermeiden. Dazu wäre es nicht gekommen, wenn man auf die von England 1898 und 1901 an uns gestellten Bündnisanträge eingegangen wäre. Aber diese wurden abgelehnt, weil Bülow sich nicht festlegen wollte. Naumann hat in der „Hilfe" zu Anfang des Krieges die Frage aufgeworfen, ob es nicht Bülow mit seiner Geschicklichkeit verstanden haben würde, durch die Fährnisse der Julitage hindurchzusteuern, ohne daß der Weltkrieg ausgebrochen wäre. In der Tat darf man annehmen, daß er in den letzten Julitagen die Dinge mit mehr Gewandtheit gelenkt hätte als der schwerfällige Bethmann Hollweg, der ihm an Gewissenhaftigkeit überlegen war. Man darf die äußere Politik Bülows dahin charakterisieren, daß er im Augenblick die schwierigen Situationen zu meistern wußte und immer das Staatsschiff noch glücklich an den gefährlichsten Klippen vorbeilenkte, daß er aber eine Politik von Fall zu Fall machte, im Gegensatz zu Bismarck, der bei aller Kühnheit des Vorgehens im Einzelnen doch immer seine Politik letzten Endes auf die äußerste Möglichkeit, auf den Krieg, einstellte und für dieses Schlimmste das Vaterland mit den größtmöglichen Sicherungen umgab. Er strebte danach, Deutschland in guten Beziehungen zu den meisten Mächten zu erhalten; ihm war jeder Schritt, jedes Wollen über das Erreichbare hinaus ein Verbrechen gegen das Vaterland.

Daß aber unsere Beziehungen zu England durch das Wachstum unserer Flotte, durch den Wettbewerb, in den wir durch unsere maritime Rüstung mit dem Insellande traten, in allererster Linie dauernd schlecht wurden, daran kann nur der zweifeln, dem es lediglich darauf ankommt, seine Vorkriegsansichten zu rechtfertigen. Es ist geradezu merkwürdig und ein trauriges Zeichen für unsere politische Unreife, daß von denen, die von der Notwendigkeit einer starken Rüstung überzeugt waren, fast Niemand die ungeheuren Gefahren erkannt hat, die in unserm beschleunigten Flottenbau lagen. Von den Parteien schluckten die einen sämtliche Heer- und Marinevorlagen, die andern sträubten sich gegen alle oder lehnten sie gänzlich ab. Nicht eine aber vertrat den einzig möglichen und zu unserer Lage allein passenden Grundsatz, daß wir zu Lande, wo die Wurzeln unserer Kraft lagen, nicht stark genug sein konnten, um so mehr aber uns zur See zurückhalten mußten.

Darin haben wir alle geirrt. Haller führt gegen den Großadmiral v. Tirpitz und Andere aus, daß England durch unsern Flottenbau auf die Seite unserer Gegner getrieben ist. Demgegenüber hat Tirpitz noch kürzlich in einer übrigens vornehm gehaltenen Besprechung von Ballins Erinnerungen nachweisen wollen, daß unser ganzer Aufschwung in Handel und Industrie und vor allem unsere mächtige aufblühende Handelsflotte uns Englands Feindschaft zugezogen hätten. Haller verweist mit Recht auf die von Siebert herausgegebenen Aktenstücke der russischen Gesandtschaft in London, wohl die wertvollste Publikation nach dem Kriege, in der der russische Gesandte immer und immer wieder dem Petersburger Auswärtigen Amt schreibt, daß die Flotte zwischen England und Deutschland stünde. Wie kann man ernsthaft den Versuch unternehmen, solche Aktenstücke von solcher Beweiskraft hinwegzuinterpretieren, weil sie nicht in die vorgefaßten Meinungen hineinpassen oder der eignen Politik Unrecht geben? Zweifellos hat die ungeheure Zunahme unseres Welthandels und Weltverkehrs in den neunziger Jahren in England feindliche Gefühle gegen uns erweckt, und Haller schätzt diesen Faktor etwas allzu gering ein. Aber einmal trat auch um 1900 eine außerordentliche Steigerung des englischen Welthandels ein, so daß dieser dem unsern noch immer sehr

wesentlich überlegen war. Dann aber war gerade deswegen bei unserer ohnehin schwierigen internationalen Position äußerste Vorsicht geboten, daß nicht wirtschaftliche Konkurrenz durch unkluge Maßnahmen zu politischer Gegnerschaft führe.

Als den aktiven Schuldigen an der ganzen unseligen Politik unsres Auswärtigen Amtes in der Zeit, wo Bülow die Verantwortung trug, sieht auch Haller nach dem Vorgange Hammanns den Herrn von Holstein an, der nachgerade zum Sündenbock für alles gemacht wird. Es scheint, als ob die Gefahr bestünde, daß man etwas bequem alle Fehler und Rätsel unsrer auswärtigen Politik in jener Zeit durch diesen Mann erklären wolle, der gewiß vieles falsch gemacht hat.

Die Freude an den verständigen Darlegungen Hallers über unsre Politik gegen England wird leider durch manches getrübt. Ich will nicht davon reden, daß er Rußland als den gegebenen Feind betrachtet, daß er in der Auflösung Österreich-Ungarns einen unvermeidlichen Prozeß erblickt, alles Probleme, über die verschieden geurteilt werden kann. Aber erstaunlich ist, daß er, der in unsrer Flottenpolitik den Ausdruck der Selbstüberschätzung und mangelnden Vorsicht sieht, nun auf die schilt, die im Kriege das Kräfteverhältnis richtig abschätzten und daher zu einer Verständigung mit dem Feinde drängten, solange wir noch über militärische Kraft verfügten. Haller sagt, das deutsche Volk sei nicht reif gewesen für eine Weltpolitik, also für eine auch nach seinen Darlegungen unglückselige Politik mit der Front gegen alle Mächtigen Europas. Er selbst wird nicht bestreiten können, daß das deutsche Volk in diesem Kriege so viel geleistet hat, wie kaum je ein andres Volk, dem solch unmögliche Aufgabe durch seine politischen Führer aufgebürdet war. Und wenn er diejenigen, die seit langem eine stärkere Heranziehung der breiten Volksmassen zum aktiven Staatsleben forderten, verächtlich behandelt, so ist das verwunderlich: das Volkskaisertum, das Naumann und seine Freunde gerade wegen der schweren Lage unserer auswärtigen Politik stets verlangten, und das uns freilich in dem Augenblick unsres Zusammenbruchs nicht mehr retten konnte, streben ja jetzt gerade diejenigen an, die es bis zum Ausgang des Krieges aufs heftigste verwarfen. Wer die Schädlichkeit unserer Flottenpolitik und die daraus entspringenden verhängnisvollen Folgen erkannt hat, wird niemals dem Schluß ausweichen können, daß die Haltung unsrer Annexionspolitiker im Kriege gründlich verkehrt war, und daß es von politischer Kurzsichtigkeit zeugte, dem aufs äußerste angespannten Volke im Kriege nicht zu geben, was des Volkes ist.

Marburg Hermann Jacobsohn

Die große Lüge. Beitrag zur Kriegsschuld-Frage. Von O. Hartwich, Domprediger in Bremen, Vorsitzendem des Volksbundes „Rettet die Ehre". 301.—305. Tausend. Kostenfrei zu haben im Büro des Volksbundes „Rettet die Ehre", Bremen, Wielandstraße 13. 30 S.

Ein Stück dieser Flugschrift geht mir zu. Ich weiß nicht, von wem. Viele Stellen darin sind angestrichen. Offenbar, damit ich etwas daraus lernen soll. Aber ich weiß nicht, weshalb der freundliche Zusender mich für so lernbedürftig hält. Ich bin von Herzen damit einverstanden, daß alles Beweiskräftige, was unsre Schuld am Kriege oder im Kriege mindert oder aufhebt, zusammengebracht und verbreitet wird, und ich werde einer Schrift, die unsre völlige oder auch nur relative Schuldlosigkeit bewiese, zujubeln.

Nur freilich muß ich einen Vorbehalt machen. Gerade wenn ein Pfarrer spricht, und also doch im Namen des Christentums, dann muß auch für die feineren und zarteren Schuldfragen der Sinn sich offenbaren, das Verantwortungsgefühl in seiner ganzen Gewissenhaftigkeit zur Geltung kommen. Da begegne ich nun immer mit schwerem Bedenken dem Ehrbegriff, der die Ehre anders meint, als ich sie meinen kann und darf. Ich finde z. B., daß jetzt nicht wir, sondern die Franzosen einen Verein „Rettet die Ehre" nötig haben. Indem nicht die Ehre dessen gefährdet ist, der Unrecht leidet, sondern dessen, der Unrecht tut. Gewiß, die Ehre eines guten Leumunds ist auch etwas wert. Wie es Wert hat, wenn ich mein gutes Auskommen habe und nicht hungern oder betteln muß. Und die „schwarze Schmach" ist ein furchtbares Leiden für uns: nur die Schmach davon ist auf der andern Seite. Das, meine ich, ist der Ehrbegriff, den alle deutschen Pfarrer den Seelen derer, die auf sie hören, einhämmern müßten. Gelingt das, ist das dann der Geist unseres Volkes, so wird der Fluch des Artikels 231 von selbst hinfallen.

Der Schrift „Die große Lüge" wünsche ich aber viel aufmerksame Leser — im Auslande, damit die stutzig werden, die uns mit ihren heillos leichtfertigen Vorwürfen verfolgen, als wären wir die ausgesucht Schuldigen. Man fängt doch an, gerechter gegen uns zu werden. Kontreadmiral Sims, Kommandeur der amerikanischen Flotte in den europäischen Gewässern während des Krieges, hat neuerdings wiederholt unsrer U-Boot-Führung ein klares entlastendes Zeugnis ausgestellt: „Die Pressemeldungen über die Grausamkeiten der deutschen Tauchboot-Kommandanten und -Mannschaften waren weiter nichts als Propaganda. Die Aufzeichnungen der britischen wie auch der amerikanischen Marine enthalten manche Beispiele von Hilfeleistungen deutscher Tauchboote bei der Rettung von Passagieren und Mannschaften von Schiffen, die sie versenkten. Wenn sie die Schiffe, auf denen die Geretteten waren, nicht selbst in Sicherheit bringen konnten, pflegten sie auf funkentelegraphischem Wege ihren Ort und ihre Lage anzuzeigen." Wenn die Frankfurter Zeitung Nr. 311, der wir diese Mitteilung entnehmen, weiter hierzu meldet, daß nur eine einzige Neuyorker Tageszeitung, die „Tribune", die Worte des Admirals wiedergegeben hat, und auch die nur an sehr versteckter Stelle, so beweist das freilich, welche furchtbaren Hemmungen da noch zu überwinden sind. R

Die Eiche. Vierteljahrsschrift für soziale und internationale Arbeitsgemeinschaft. In Verbindung mit Walther Claßen, Friedrich Curtius, Wenzel Holek, Walther Koch, Alice Salomon herausgegeben von F. Siegmund-Schultze. München, Chr. Kaiser. Elfter Jahrgang.

Ich weiß nicht, ist das Oktoberheft von 1922 erst jetzt ausgegeben oder mir so spät zu Gesicht gekommen? Es enthält einen sehr interessanten Rückblick „Zehn Jahre Eiche" vom Herausgeber, und eine Reihe ganz wertvoller Berichte und Artitel. Die Zeitschrift müßte viel mehr beachtet werden, gerade von denen, die sich dem Problem eines christlich-kirchlichen Pazifismus noch entziehen. Ob der Standpunkt, der von diesem und jenem Verfasser vertreten wird, richtig sei oder nicht, ist dabei gar nicht die Hauptsache. Nur Kenntnis, Kenntnis der fremden Kirchen und Völker, Kenntnis der Beziehungen, die zwischen ihnen bereits da sind, sich anbahnen oder auch wiederum lösen (wiewohl das Zueinander heute viel mächtiger ist als das Voneinander), das ist die Hauptsache. Was die CW jetzt zuweilen mit ihren „Dokumenten" will, das leistet viel umfassender und gründlicher die Eiche. Ein Heft wie das erste dieses elften Jahrgangs ist fast zu reichhaltig an Urkunden der Bewegung. Aber das soll kein Tadel sein, sondern ein Ausdruck des Neides.

S. 351 des Oktoberhefts wehrt sich Siegmund-Schultze dagegen, daß er einer politischen Partei angehöre. Die Tatsache mag ja nun richtig sein, aber was nützt sie ihm? Und sollte einem Kenner des Auslands, wie er ist, entgangen sein, daß es Völker gibt, in denen es kein Mißtrauen und keine Unehre bringt, wenn man „einer politischen Gruppe angehört"? Sollte er wirklich von seinem ethischen Standorte der rückständigen Meinung sein, daß der Parteilose der bessere Mensch ist? Ich sehe die Rettung aus den Übelständen des heutigen Parteiwesens nicht darin, daß man es verwirft und beseitigt, sondern daß man es ganz ernst nimmt. Würde es einen Fortschritt bedeuten, wenn wir statt der politischen Parteien die Interessenten-Gruppen bekämen? Ach wir haben sie ja schon heute! R

Die Führer der deutschen Friedensbewegung (1890 bis 1923). Von Dr. Hans Wehberg. Leipzig, Ernst Oldenburg. 79 S.

Zweiundzwanzig Porträt-Skizzen, von besonderem Reiz, weil alle diese Diener (und Märtyrer) Einer Idee sehr verschiedene Leute sind, und darum von Weg-weisendem Wert, weil man an ihnen zugleich die große Mannigfaltigkeit dessen, was heute Pazifismus (in Deutschland) ist, zwanglos kennen lernt. Elf Kapitel handeln von noch Lebenden. Die ehrenvolle Erwähnung, die mir S. 46 widerfährt, muß ich bescheiden ablehnen. Dafür hätte dort Siegmund-Schultze genannt werden sollen, dem überhaupt ein ganzes Kapitel gebührt hätte. Auch Deißmanns hätte gedacht werden müssen. Die deutsche Friedensbewegung wird nicht siegreich vorankommen, wenn man nicht die Kirchen gewinnt. R

Kleine Mitteilungen. Die Antwort der Fédération Protestante de France an die schwedischen Bischöfe, im Bulletin Protestant Français mit deutscher Übersetzung erschienen (begleitet von dem langen Interview des Herrn Wilfred Monod) werden wir mit andern Dokumenten in nächster Nummer wiedergeben. — Heute nur Tatsächliches zu einem peinlichen Punkte. Es war uns schon aus der Schweiz berichtet worden, daß nicht nur die Franzosen, sondern auch die dortigen Neutralen Anstoß nehmen an einer Verschiedenheit des Textes, wie er von den schwedischen Bischöfen nach Frankreich und anderswohin geschickt worden sei. Wir befragten hierüber Herrn Erzbischof Söderblom (der, nebenbei gesagt, mehrere Jahre schwedischer Pfarrer in Paris war und weit entfernt ist von antifranzösischer Gesinnung). Er schreibt uns darüber: „Der Aufruf hat in gewissen Kreisen Frankreichs ein beträchtliches philologisches Interesse erweckt. Die Unterschiede im Text sind folgende: 1. Wir haben uns an zwei Klassen der Gesellschaft gewandt, die Gott sei Dank nicht einander ausschließen, nämlich an unsere Mitchristen aller Länder und an die verantwortlichen Staatsmänner. Im traurigen Bewußtsein der Ohnmacht des Völkerbundes, wie er jetzt aussieht, haben wir beschlossen, uns unter den Staatsmännern besonders an den Präsidenten der Vereinigten Staaten zu wenden, und mit demselben Vertrauen haben wir auch unter unseren Mitchristen die Christen Frankreichs durch besondere Nennung auszeichnen wollen. Die beiden stehen daher im Aufruf überall besonders genannt. Aber daneben haben wir selbstverständlich in jedem Falle die Christen und die Regierung des betreffenden Landes genannt, für die Schweiz somit unsere Mitchristen in

der Schweiz und die Schweizerische Bundesregierung, usw. für jedes Land. Will man das einen Unterschied im Texte nennen, so sollte man auch eigentlich beanstanden, daß unser Aufruf an verschiedene Adressen gesandt worden ist. 2. Wie es gekommen ist, daß im französischen Telegramm und Texte einige Worte ausgefallen waren, können wir nicht ermitteln. Die Übersetzung und dann die Absendung der zahlreichen Telegramme und Briefe waren durchaus sachkundigen Personen anvertraut worden, und die vier Texte waren sogar nebeneinander gedruckt worden, ohne daß irgend jemand das Fehlen einiger Worte im französischen Texte gesehen hätte. Eines Tages bemerkte mir mein Schwiegersohn diese Tatsache, und ein Neudruck wurde dann gemacht mit dem vollständigen französischen Texte, aber eine Woche später kam die offizielle Antwort des Comité de la Fédération protestante de France und machte viel Wesens von diesem Mangel einiger Worte. Wie Sie sich selbst überzeugen können, wird der Sinn des Aufrufes in keiner Weise von dieser Tatsache verändert. Die anderen französischen Antworten haben auch selbstverständlich diesen Zufall auch nicht mit einem Worte besonders erwähnt." Damit ist dieser Zwischenfall (der Textdifferenz) erledigt. Es bleibt Ernst der Sache genug übrig. Wie wir hören, ist eine wichtige Kundgebung von französischer Seite in Sicht, die eine wesentlich andere Wirkung der Schweden-Botschaft unter den dortigen Christen bezeugt. (In nächster Nummer!)

Hermelinks Vortrag Katholizismus und Protestantismus in der Gegenwart ist mit vielen inhaltreichen Anmerkungen als besondre Schrift erschienen. Bei Friedrich Andreas Perthes, Stuttgart-Gotha. 84 S.

Einen Vorschlag zur Güte macht eine Freundin unseres Blattes in Leipzig: es möchten sich die geräumigen Pfarrhäuser auf dem Lande den Amtsbrüdern in der Stadt als Sommeraufenthalt auftun. „Nur die Räume; Wäsche, wenn nötig auch Betten und Kochgeschirre bringen die Gäste mit, bedienen sich selbst, sorgen und kochen für sich selbst." Empfohlen wird ein „warmer Aufruf an die gesamte Landgeistlichkeit", Fragebogen an die Landsuperintendenturen: Wann? Wieviel Zimmer und Betten? Kinder willkommen oder verbeten? In den Städten wird inzwischen das Bedürfnis festgestellt und ein entsprechender Fragedienst eingerichtet. — Dergleichen ist schon gewesen, doch fehlt es wohl an der Organisation. Oder nicht? Wissende mögen uns freundlichst zu Hilfe kommen. Die Fürsprecherin der Idee ist bereit, fürs erste eine Zentralstelle zum Austausch von Angeboten und weiteren Vorschlägen zu bilden. Die Verbindung mit ihr vermittelt unsre Redaktion.

Kommt auf den Evangelisch-Sozialen Kongreß! R

Wöchentliche Chronik

Die Weltkonferenz für Glauben und Verfassung lädt zu einer Gebetswoche für christliche Einheit am 13.—20. Mai ein.

Der Reichstagsausschuß für Bildungswesen hat einen gemeinsamen Antrag der Deutschen Volkspartei, des Zentrums, der Demokraten und der Bayrischen Volkspartei angenommen, daß die Gemeinschaftsschule den Unterricht auf religiös-sittlicher Grundlage ohne Rücksicht auf die Besonderheit einzelner Bekenntnisse für alle Kinder gemeinsam erteilen und insbesondere die aus dem Christentum erwachsenen Werte der Deutschen Volkskultur unterrichtlich und erzieherisch lebendig machen soll.

Der Reichsrat hat den 11. August, Neujahrstag, Ostermontag, Himmelfahrtstag, Pfingstmontag, 1. und 2. Weihnachtsfeiertag und (mit 36 gegen 22 Stimmen auf preußischen Antrag) auch den Bußtag für gesetzliche Feiertage erklärt. Karfreitag und Fronleichnamstag bleiben gesetzlich geschützt, soweit sie es bei Inkrafttreten der Verfassung waren. Zum 1. Mai bleibt die Beschlußfassung den Ländern vorbehalten, die auch über sonstige religiöse Feiertage zu beschließen haben. Der 9. November ist kein Feiertag.

Die Wahl des Landrats Winckler zur Sächsischen Provinzialsynode angefochten! Im gemeinsamen Wahlverband der Kreissynoden Zeitz I und II hatte Zeitz II, die Heimatsynode Wincklers, diesmal den geistlichen Vertreter zu stellen. Der Ephorus erklärte darauf, man wolle diesmal vom turnusmäßigen Wechsel absehen, um Wincklers Wiederwahl zu ermöglichen. Trotz entschiedenem Einspruch der Minderheit wurde beschlossen, das auf allerhöchster Verordnung beruhende Wahlstatut als „private Vereinbarung" anzusehen, umzustoßen und anders zu wählen. Der (selbstverständliche) Protest gegen den Satzungsbruch muß dem bisherigen Präses (Winckler) zugeleitet werden, der durch dessen Anerkennung seine sämtlichen kirchlichen Siebämter verliert: als Generalsynodenpräses und Mitglied des Landeskirchenausschusses.

Die evangelisch-lutherischen Gemeinden von Frankfurt a. M. haben ihre Mitglieder zur Entrichtung eines kirchlichen Notopfers aufgefordert. Das Notopfer hat innerhalb von vier Wochen 75 Millionen Mark Geschenke und Darlehen eingebracht.

In Estland ist eine Volksabstimmung über Wiedereinführung des Religionsunterrichts an den Schulen bei sehr reger Beteiligung zu Gunsten des Religionsunterrichts ausgefallen: 324 656 = 71,2 v. H. dafür, 130 877 = 28,8 v. H. dagegen.

Die Dorpater Theologische Konferenz (24. bis 26. Januar) hat mit 35 gegen 17 Stimmen sich für Streichung des Zusatzes: „in einem dem Geist des Protestantismus entsprechenden Sinne" im Bekenntnis ausgesprochen. Die Bekenntnisfreunde empfanden es nach DtschKBl 2 direkt wie Göttliche Fügung, daß die Konferenz genau die Quorumzahl aufwies, und daß gerade eine Stimme mehr als die erforderliche Zweidrittelmehrheit für die Streichung des Zusatzes war. „Es ist mir unzweifelhaft, daß dieses Resultat die Antwort Gottes auf manch ein aus der Stille aufgestiegenes Gebet um Klarheit, Gewißheit, Stärkung und Ausschaltung aller selbstischen Gedanken gewesen ist."

Französische Freunde der evangelischen christlichen Einheit haben dem Zentralvorstand des Gustav Adolf-Vereins 50 000 Mark zur Weiterleitung an die Glaubensgenossen in Posen übersandt: seit 1914 die erste Berührung des Gustav Adolf-Vereins mit dem französischen Protestantismus. Die Gemeinde 16

Die evangelische nationale Kirche in Genf hat eine Osterbotschaft an alle christlichen Kirchen der Welt gerichtet mit der Aufforderung, alle religiösen Kräfte in den Dienst der Versöhnung der Völker und der aufrichtigen Friedfertigkeit zu stellen. DEK

Zwischen Frankreich und dem Vatikan ist ein modus vivendi gefunden, der den Bischöfen gestattet, die Aufbringung der Kultusumlagen gesetzlich zu organisieren. Die Kultusvereine sind so gut wie ausgeschaltet, für die ganze Kirchenverwaltung ist der Episkopat zuständig. FZ 314

Von Personen. Berufen, angenommen: Prof. D. Erich Klostermann in Münster für N. T. nach Königsberg. Promoviert: Prof. Hermann Faber in Tübingen zum D. von Marburg; Seemannspastor Brückner in Hoboken zum D. von Jena. E St

Verantwortlich: D. Rade, Marburg a. L.

Heimatglocken-jahrbuch 1924
4. Jahrgang
Herausg. Walther Kalbe.
Bestellkarten zur Volksausgabe zu ermäßigtem Preis bis 31. 5. vom Heimatglockenverlag Schmiedehausen (Bad Sulza).
Wilhelm Stapel zum Jahrbuch 23: „Wir freun uns, daß wieder so ein rechter Volkskalendermann in deutschen Landen da ist!"

Suche für meinen 12jährigen Sohn die Möglichkeit des **Mit-Unterrichts** in einem Hause Süd- oder Mitteldeutschlands, wo eigene Kinder durch Hauslehrer unterwiesen werden in Realfächern.
Angebote erbeten an
Pfarrer **Fr. Steiger**
in Gochsheim (Baden).

Dr. 4ling Seife
Hersteller: J. Kron, München
Unerreicht in Duft und Güte!

Fürsorgeschwester
sucht Erholung vom 16. 8 bis 2. 9. in Gebirgsort. Gegenleistung: Pension in Norderney, Karlstr. 1.
Adr.: Frl. **Mecke**.

Anzeigen
in der „Christlichen Welt"
finden weitgehendste Beachtung in den besten geistig hochstehenden Kreisen und ihrer Frauenwelt!

Unseren direkten Beziehern im In- und Auslande
können wir aus Ersparnisgründen keine Rechnungen mehr zusenden. Wir bitten deshalb diese Bezieher höflichst, das Bezugsgeld für den Monat Mai
bis 15. Mai
auf unser Postscheck-Konto Erfurt 2422 einzahlen zu wollen, andernfalls wir annehmen dürfen, daß Nachnahme zuzüglich der Nachnahmespesen erwünscht sei.
Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

An unsere Leser!
Zur Vervollständigung der Jahrg. 36 u. 37 fehlen uns folgende Nrn.:
36. Jahrgang Nr. 44/49
37. „ Nr. 1—4 9/10
Vorstehende Nrn. gegen geringe Vergütung und Rückerstattung des Portos zu kaufen gesucht. **Der Verlag.**

Wissenschaftl. Forschungsberichte

herausgegeben von Professor Dr. Karl Hönn

enthalten als Band 6

Hermann Mulert

Theologie

Professor Rade urteilte darüber in der „Christlichen Welt“:

Ein sehr verdienstvolles, aufopferndstes Unternehmen. Mulert bespricht Enzyklopädie, Konfessionskunde, Systematische Theologie, Kirchenrecht und Kirchenpolitik, Haas: Religionsgeschichte, Baumgartner: Altes, Jülicher: Neues Testament, Zscharnack: Kirchen- und Dogmengeschichte, Niebergall: Praktische Theologie. Mit unglaublicher Aussparungskunst ist alles Wesentliche notiert und doch der große Zug der wissenschaftlichen Bewegung aufgezeigt. Wie z. B. neutestamentliche Textgeschichte oder der Kampf um die christliche Gewißheit vorgeführt wird, ist höchst instruktiv. Auch Laien werden so trefflich eingeführt.

Grundzahl 3 (mal Schlüsselzahl des Börsen-Vereins)

Im Weltanschauungskampfe zwischen Sozialismus und Christentum ist eine sachliche, sichere Kritik der Theorien und Schlagwörter von Kautsky von besonderer Wichtigkeit:

Lic. Paul Fiebig

War Jesus Rebell?

Eine historische Untersuchung zu Karl Kautsky: Der Ursprung des Christentums. / Mit einem Anhang: Jesus und die Arbeit.

Grundzahl 0.50 (mal Schlüsselzahl des Börsen-Vereins)

„Fiebigs Untersuchung verdient als Muster einer fördernden Besprechung hervorgehoben zu werden. Ihre Vorzüge sind: Aufzeigung der Irrtümer, Darstellung des Richtigen, ein vornehmer, ruhiger Ton und Verständnis für Andersmeinende.“

Geisteskultur und Volksbildung

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Stuttgart-Gotha

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen

D. Martin Rade

Die Kirche nach dem Kriege 1915
(Sammlung gemeinverständlicher Vorträge Nr. 79)

Das königliche Priestertum der Gläubigen und seine Forderung an die evangelische Kirche unserer Zeit 1918
(Sammlung gemeinverständlicher Vorträge Nr. 85)

Christentum und Frieden. Ein Vortrag im März 1922 in Elberfeld und Dortmund gehalten 1922
(Sammlung gemeinverständlicher Vorträge Nr. 101)

Grundzahl jedes Hefts 0.8

Schlüsselzahl des Börsen- und Verleger-Vereins

Schwestern-ausbild. mit Gehalt, Staatsexam., Anstellung in Krankenhaus u. Gemeinde bietet der **Hess. Diakonieverein** Rückp. Darmstadt, Wittmannstr. 22 Konsistorialrat Noack.

Herzog-Hauck, „Realencyklopädie“, 3. Aufl., 22 tadellose Halbfranzbände zu verkaufen. Reflektanten wollen Preisangebote **„Lexikon 22, Weimar (Thüringen) hauptpostlagernd“** adressieren.

Unsere Leser

machen wir auf das dieser Nummer beiliegende

Sonderangebot

auf die demnächst erscheinende Neuauflage von

D. Dr. Hermann Cremer

Biblisch-theologisches Wörterbuch

der neutestamentlichen Gräzität

bearbeitet von D. Dr. Julius Kögel

aufmerksam und empfehlen den Subskriptions-Prospekt ihrer besonderen Beachtung.

Friedrich Andreas Perthes A.-G.
Stuttgart-Gotha.

Zu baldigem Eintritt **Stütze** oder **Haustochter,** sowie nur besseres **Mädchen** in kleinen Haushalt gesucht. Zeitgemäßer Lohn und Kleiderbeihilfe. Zuschriften mit Gehaltsansprüchen erbeten an

Frau Professor **Scheel**
Tübingen (Württemberg)
Staufenstraße 18.

Kandidat der Theologie oder des Lehramtes zu zwei Knaben im Alter von 12 und 14 Jahren, die aus gesundheitlichen Rücksichten aus der Schule genommen werden mußten, per sofort gesucht. Die beiden Knaben sollen durch diesen bis Herbst zum Wiedereintritt in ihre resp. Klassen vorbereitet werden. Betreffende Persönlichkeit muß energischen und durchgreifenden Charakter besitzen. Vergütung neben freier Station nach Uebereinkommen. Referenzen erbeten.

Wilhelm Wallot, Weingut,
Oppenheim a. Rh. (bes. Gebiet).

Suche zum 1. Juli für m. 18jähr. Tochter (Lyz. absolv., in einem Pfarrhaushalt und in einem Kinderheim tätig gewesen) in geb. Familie Aufnahme mit kl. Gehalt od Taschengeld, wo sie Gelegenheit hat, sich im Haushalt und bei kl. Kindern zu betätigen. Mädchen od. Aufwartung muß vorhanden sein. Größere Stadt Süddeutschlands bevorzugt.

Frau Pastor **E. Beer**
Göttingen, Reinholdstraße 8.

Jugendpfleger

(Akademiker oder Nichtakademiker) zur Unterstützung des protestantischen Geistlichen zum Ausbau bestehenden lebendigen Jugendvereins für sofort gesucht. Geistige Persönlichkeit der Richtung Gogarten-Furche-Verlag, nicht über 30 Jahre alt, erwünscht. Bewerbungen bis 18. Mai an Pfarrer **Winzler,** Grünberg i. Schles.

Suche **junges Mädchen,** das sich in allen häuslichen Arbeiten mit mir teilt und kinderlieb ist.

Frau Prof. **Borchling**
Hamburg, Rondeel 43, I.

Ia. Hausschuhe

mit Absatz, Kappe und Altledersohle liefert in
Kindergrößen 24—29 Mk. 3700.—,
Mädchengröß. 30—35 Mk. 4000.—,
Damengröß. 36—42 Mk. 5200.—,
Herrengröß. 40—46 Mk. 6200.—,
mit Ledervorderkappe M. 300.— mehr.

Ia. Tuchspangenschuhe

schwarz und blau mit Absatz, Kappe, Ledersohle und Ledervorderkappe
Kindergröße 24—29 Mk. 4800.—
Mädchengröße 30—35 Mk. 5800.—,
Damengröße 36—42 Mk. 6800.—,

Zusendung gegen Nachnahme. Verpackung u. Nachnahmespesen werden berechnet.

Süddeutsche Stoffschuhfabrik
G. m. b. H.
Lauffen a. Neckar **F 10.**

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland monatlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland, Oesterreich und Ungarn für den Monat Juni: M. 800.—, Doppelnummer: M. 500.—; im Ausland für das Vierteljahr April—Juni und zwar: Amerika Dollar 0.80; Dänemark Kr. 3.60; England Schilling 3,4/5; Finnland Marka 20.—; Frankreich mit Elsaß, Belgien und Luxemburg Frcs. 10.—; Holland Gulden 2.—; Japan Yen 1.60; Italien Lire 12.—; Jugoslawien Dinar 56.—; Norwegen Kr. 4.—; Rumänien Lei 100.—; Schweden Kr. 2.80; Tschechoslowakei Kr. 18.—; Schweiz Frcs. 4.—; Spanien Peseten 4.—; Porto nach dem jeweiligen Posttarif — Doppelnummer Mark 400.— Anzeigengebühr für kleine Anzeigen: die viergespaltene Millimeterzeile Grundzahl 0,10 mal der jeweiligen Schlüsselzahl des B.-V., für Familienanzeigen 50 Mark; größere Anzeigen nach Übereinkunft. — Postscheckkonto Erfurt 2422. — Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Stuttgart-Gotha Auslieferungsort Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha